5

1961



PREIS: 1,– DM

ARMEE Rundschau



Grafik: Leo Haas

Es muß besonders unterstrichen werden, daß die Angehörigen der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland, die im Geiste des proletarischen Internationalismus erzogen sind, ihre wichtigste Aufgabe in der Festigung der Freundschaft mit den Werktätigen und der Waffenbrüderschaft mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee der DDR erblicken.

(Generaloberst I. I. Jakubowski zum 43. Jahrestag der Sowjetarmee)

Was beeindruckte am stärksten?

Genosse Tschierschwitz, Sie haben bereits an einigen Parteiaktivtagungen teilgenommen. Was beeindruckte Sie auf der soeben beendeten am stärksten?

Um darauf zu antworten, muß man unbedingt den 12. April, den Tag vor Beginn des Parteiaktivs, mit einbeziehen. Denn kurz vor unserer Abfahrt zum Tagungsort überraschte uns im Stab des Verbandes die Nachricht vom Start und der glücklichen Landung des ersten bemannten Weltraumschiffes.

Dieses welthistorische Ereignis drückte selbstverständlich auch der Parteiaktivtagung den Stempel auf.

Ja, das kann man wohl sagen. Es gab keinen einzigen im Konferenzsaal, den die ruhmvolle Tat Major Gagarins nicht im Innersten tief bewegt hätte. In den Pausen wurden die Zeitungstexte mit den ersten Einzelheiten über den kosmischen Flug förmlich verschlungen. Ein sowjetischer Fliegeroffizier, ein Kommunist, einer von uns hat als erster die Erde mit seinen Blicken umfaßt — das waren die Gedanken, die uns bewegten. Wir können stolz sein, solche Genossen wie Juri Gagarin an unserer Seite zu wissen. Kein anderes Ereignis hätte die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung wohl anschaulicher demonstrieren können als der kühne Flug Juri Gagarins.

Welcher junge Mensch, welcher Soldat unserer Volksarmee wird angesichts dieser großartigen Leistung nicht den Wunsch verspüren, so zu lernen und seine Pflichten zu erfüllen wie Juri Gagarin?

Daran dachte ich, als ich den Empfang Juri Gagarins in Moskau auf dem Bildschirm miterleben konnte. Jeder begeisterungsfähige junge Mensch wird aus der



fragt für Sie

MAJOR TSCHIERSCHWITZ
Parteisekretär im Truppenteil Kaudelka

Hochachtung vor dieser hervorragenden Tat den Wunsch ableiten, ihm nachzuleben. Für uns als Parteimitglieder und Soldaten bedeutet das vor allem, die moderne Technik so zu meistern, den Körper so zu stählen und die uns übertragenen Aufgaben ebenso zu lösen wie er. Juri ist kein Held vergangener Zeiten. Er ist ein Held unserer Tage, ein Genosse der Sowjetarmee. In seiner Person vereint er alle Eigenschaften eines vorbildlichen Soldaten einer sozialistischen Armee. Fünf seiner Eigenschaften möchte ich besonders hervorheben: sein Klassenbewußtsein, seine Disziplin, sein Wissen, seinen Mut und seine Bescheidenheit.

Meinen Sie nicht auch, daß dieser Wunsch und die Aufgabe, die Führungstätigkeit in den Einheiten entschieden zu verbessern, miteinander verschmelzen?

Das liegt auf der Hand. In dieser Beziehung können wir uns bereits auf einige gute Erfahrungen stützen. In jenen Einheiten unseres Truppenteils, in denen die Eigenschaften des sozialistischen Soldaten am stärksten ausgeprägt sind, wurden die besten Erfolge erreicht. So in den Einheiten Drunk, Swinnes, Goßler, Höfer u. a. In diesen Einheiten gibt es kein unbeständiges Auf und Ab im Leistungsbarometer, denn die Erfolge beruhen nicht darauf, daß die Genossen mal einen „guten Tag" hatten. Sie sind das Ergebnis qualifizierter Führungstätigkeit. Die Erfahrungen dieser Einheiten werden wir nach unserer Rückkehr in viel stärkerem Maße als bisher ausnutzen.

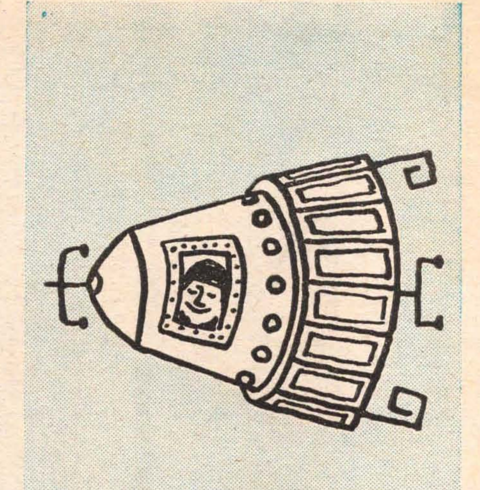
Neben dieser Aufgabe forderte das Parteiaktiv, die technische Weiterbildung stärker zu entwickeln. Welche Schritte werden in dieser Richtung getan?

Auch hier werden wir zuerst bei den Vorgesetzten beginnen. Indem sie höhere technische Kenntnisse erwerben, wird auch die Qualität der Ausbildung wachsen. Es geht dabei nicht um technische Detailfragen, sondern um die wissenschaftlich-technische Weiterbildung überhaupt. Daß alle Offiziere im Stab des Truppenteils die Fahrerlaubnis besitzen, ist anerkennenswert, aber dabei werden wir nicht stehenbleiben. Wir haben uns die Gedanken einiger Diskussionsredner zu diesem Problem gut notiert. Die technische Qualifizierung wird sowohl auf Befehlsgrundlage erfolgen als auch durch Maßnahmen, die von der Partei und FDJ organisiert werden.

Sie haben damit bereits einiges vorweggenommen, in welcher Form Sie das Parteiaktiv auswerten wollen.

Wir werden uns die Worte des Genossen Admiral Verner zu Herzen nehmen. Was zu überlegen ist, werden wir gründlich überlegen und dann unsere Maßnahmen treffen. Das wichtigste aber ist die konkrete Arbeit. Ich hoffe, daß uns die „Armee-Rundschau" dabei unterstützt.

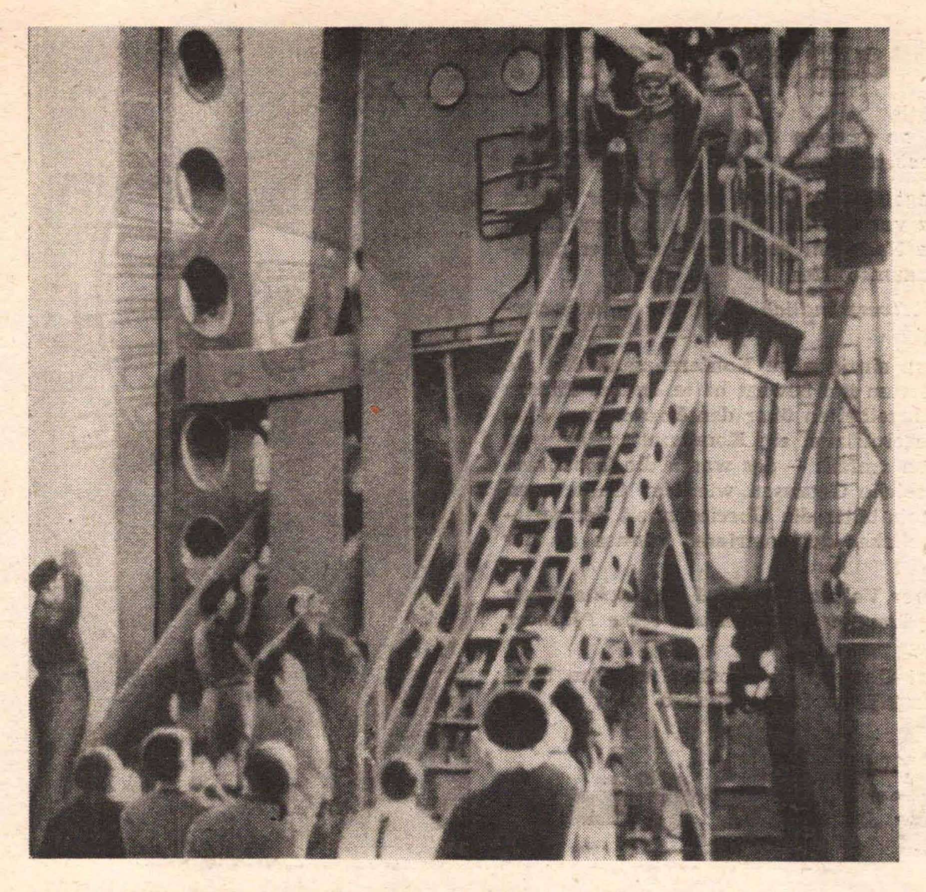
Sie werden sich davon überzeugen können. Wir danken für das Gespräch und wünschen dem Truppenteil gute Erfolge.





Funkspruch von Major Gagarin:

+ + + SEHE GANZ DEUTLICH PERSPEKTIVE DER ERDE + + + STOP + + + SOZIALISMUS BIETET DIE GROESSTEN AUSSICHTEN + + + STOP + + + FUEHLE MICH IMMER BESSER



Ein letztes Winken – dann trägt der Lift J. Gagarin zur Kosmonautenkabine empor.



Gagarin nach der erfolgreichen Landung.

„Wir haben viele Gagarins!“



Die Familie Gagarin im Urlaub nahe Moskau.

Die Liebe zur Partei, zur Heimat, zum werktätigen Volk beflügelten mich und gaben mir die Kraft, diese Heldentat zu vollbringen.

J. Gagarin

Ich weiß, meine Freunde,
es wird vorwärtsgehen, Start um Start.
Raketenkarawanen werden fliegen —
und auf den staubigen Pfaden zu fernen Planeten
werden unsere Spuren bleiben.

Lieblingsstrophe J. Gagarins aus einem Lied.

Mit diesem Flug haben wir der ganzen Welt gezeigt, wozu der Genius eines freien Volkes fähig ist.
Der Sieg verkörpert einen weiteren Triumph der Ideen Lenins und ist eine Bekräftigung der Richtigkeit der Lehre des Marxismus-Leninismus.

N. S. Chruschtschow

Wir haben viele solcher Gagarins. Sie alle sind bereit, jede beliebige Aufgabe zu lösen, die das Volk stellt.

Held der Sowjetunion A. Maressjew (nach seinem Schicksal wurden Roman und Film „Der wahre Mensch“ gestaltet)

Der erste Weltraumflug eines Sowjetbürgers kündet allen Völkern und Staaten vom neuen Kräfteverhältnis in der Welt und dem Ziel der Völker des sozialistischen Weltsystems, die Wissenschaft in den Dienst der friedlichen Interessen der Menschheit zu stellen.

Walter Ulbricht

Die Sowjetmenschen haben den Wettbewerb mit den Vereinigten Staaten von Amerika um den ersten Platz im Kosmos gewonnen; zweifellos werden wir den Wettbewerb um die Entwicklung der Wirtschaft und Kultur, um den höchsten Lebensstandard des Volkes insgesamt gewinnen.

Prawda

Was sind die kalten Krieger gegen Gagarin. Gagarin ist stärker als Strauß.

Paul Verner,
1. Sekretär der SED Berlin

Das ist die größte wissenschaftliche Leistung in der Geschichte der Menschheit.

Sir Bernard Lovell, Leiter des britischen Jodrell-Bank-Observatoriums

Zwischen seiner Gattin und N. S. Chruschtschow fuhr Major Gagarin zum Roten Platz. Es war eine Triumphfahrt ohnegleichen.

Fotos: Zentralbild

Denn 1917 war Rußland noch ein Land,
in dem man wenig Autos und kaum ein Flugzeug kannt'!
Der Sozialismus zeigte, wie man so alles schafft,
da hat vor 50 Jahren noch keener dran gedacht . . .

Chanson der Kabarettisten Tiedke und Müller

Mein Flug ist unser aller Sieg, der Sieg des Sozialismus.

J. Gagarin zu Bruno Leuschner

Der Flug ist zugleich ein Symbol dafür, wer gegenwärtig die Triebkraft der menschlichen Geschichte ist.

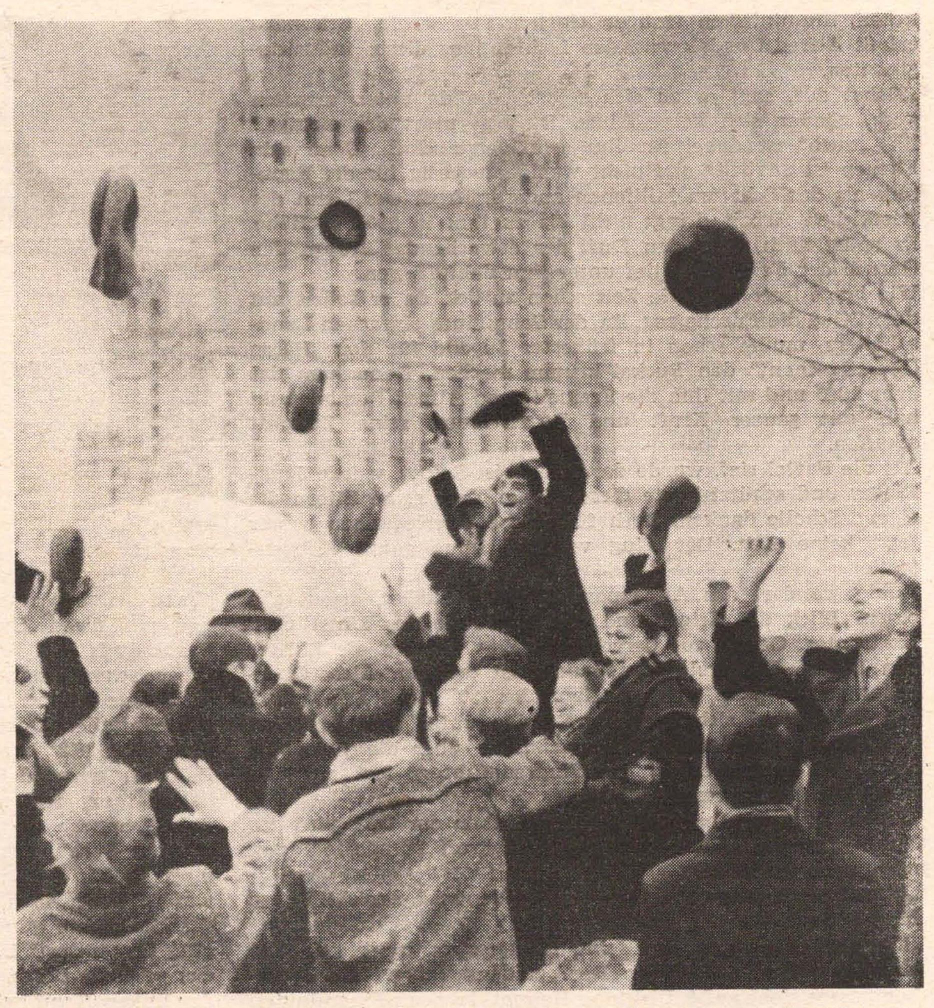
Land og Folk, Dänemark

Wir versprechen, nach deinem Vorbild unsere junge Kraft einzusetzen, um durch weitere Taten bei der Arbeit und beim Lernen unser siegreiches sozialistisches Lager zu stärken.

Berliner Jugend in einem Telegramm an J. Gagarin

Sollte Gott ausgerechnet denen den ersten Vorstoß und nun den ersten Menschenflug ins Weltall gestatten, die nicht an ihn glauben?
Nein, es war des Menschen Wille, es war des Menschen Fähigkeit, die das vollbrachten. Und zwar Wille und Fähigkeit befreiter Menschen.

Karl-Eduard v. Schnitzler



Unbeschreiblicher Jubel und Stolz beherrschten Moskau an diesem historischen 12. April.

Ein Held unserer Zeit

VON HAUPTMANN

HANS-JOACHIM EHLERT

Es ist zwei, drei Stunden vor Mitternacht. Dunst liegt bis in 1500 m Höhe über dem Boden und verschleiert den Februarhimmel. Auf dem Flugplatz C. herrscht Hochbetrieb. Ab und an gießen mächtige Scheinwerfer bläuliches Licht über den Platz, den heranschwebenden Jagdflugzeugen die Landebahn beleuchtend.
Eben schwenkt wieder eine Maschine auf das breite Betonband ein. Der Mann in der Kabine überfliegt noch einmal mit geübtem Blick die Geräte. Stimmt der Kompaß? Steht der Bug genau in Startrichtung? Sein Ohr erfaßt prüfend den Klang des Triebwerkes. Dann meldet er zum Startkontrollpunkt:
„Mentor! Hier Kranich 193. Geräte abgestimmt. Startbereit."
Sekunden später knackt es in seinen Kopfhörern:
„Kranich 193! Start!"
Im gleichen Moment schiebt er den Drosselhebel auf Vollast. Immer schneller huschen die Lichter der Bahnbefeuerung an ihm vorbei. Die Zeiger des Geschwindigkeitsmessers stehen auf 170 km/h. Das Bugrad hebt ab; dann löst sich der gepfeilte Metallvogel vom Boden und bohrt sich in das Dunkel. Fahrwerk einfahren. Höhe gewinnen. Kurs einnehmen. All das tut Hauptmann Dondalewski mit traumwandlerischer Sicherheit. Er spürt nicht mehr die Kraft der Beschleunigung, die seinen Körper in den Sitz preßt. Jeder Handgriff, jede Bewegung ist ihm, dem erfahrenen Flugzeugführer, längst in Fleisch und Blut übergegangen. Er ist mit seiner Maschine verwachsen.
Kranich 193 hat die befohlene Höhe erreicht, meldet sich beim Flugleiter ab und nimmt Verbindung mit dem Gefechtsstand auf.
„Uhu! Hier Kranich 193. Funkfeuer überflogen. Gehe auf Kurs."
So begann jener Flug, der Hauptmann Dondalewski für immer unvergessen bleiben wird.

*

Die Schwarze Pumpe gleicht einem Lichtermeer, einem festlichen, illuminierten riesigen Garten. Für wenige Sekunden erfaßt Alfred Dondalewski den Lichterglanz dieses Industriegiganten.
„Siehst du", sagt er zu sich selbst, „die da unten arbeiten auch, gönnen sich keine Ruhe. Du bist nicht der einzige." Das „auch" ist dabei für ihn selbstverständlich. Denn sein Fliegen ist „Arbeit" und nicht weniger wichtig für die Republik als das Schaffen Millionen anderer. Aber der Lärm der friedlichen Arbeit dringt nicht bis zu ihm in 5000 m Höhe. Er spürt auch nicht den Duft der erwachenden Natur, den Geruch der Felder, die tief unter ihm dahinfliegen.
Wie lange liegt doch die Zeit schon zurück, da er selbst mit dem Pflug die Furche zog. Er, der Sohn eines einfachen Landarbeiters, mußte schon in frühester Jugend für den „Herrn Oberstleutnant" den Buckel krumm machen. Dann kam das Jahr 1945 und mit ihm die Freiheit; und Alfred Dondalewski half mit ganzer Kraft und Begeisterung seine Zukunft schaffen.
Als die Partei rief, wurde der Traktorist Soldat, wurde Jagdflieger und schützt heute diesen Staat, dem seine Eltern die eigene Scholle danken. Doch für solche Überlegungen hat er jetzt keine Zeit. Der Flug verlangt seine ganze Konzentration.
Ruhig wandert das Augenpaar über die Skalen, erfaßt mit einem Blick die Zeiger und die Silhouette des künstlichen Horizontes. Genau zur berechneten Zeit tauchen die Lichter von B. auf. Der erste Wendepunkt ist erreicht. Also: Querruder rechts, ganz wenig Seitenruder, 30 Grad Schräglage. Die Erde dreht sich wie eine Scheibe unter dem Flugzeug weg. Zügig wandert die Kompaßnadel über die Rose, bis sie die Steuerbewegung des Flugzeugführers fest auf den neuen Kurswert bannt.
Die Minuten verrinnen. Mit jedem Ticken der Uhr wird der Strahljäger durch die mächtige Schubkraft Hunderte Meter nach vorn gestoßen.
„Uhu! Hier Kranich 193. Zweiten Wendepunkt erreicht. Fliege Mentor an."
„Donda", so nennen ihn seine Kameraden, freut sich. Die Peilung stimmt aufs Haar. Der „goldene Zeiger" des Funkkompasses steht auf 0, Richtung Heimat. In neun Flugminuten hat er es geschafft. Ohne Selbstüberschätzung, aber mit diesem Flug kann er wirklich zufrieden sein. Alles hat heute abend prima geklappt. Erst der Wetterflug, dann die „Zone" und nun diese „Strecke", mit der es sogar eine besondere Bewandtnis hat. Mit diesem Flug wird er 20 Prozent seines fliegerischen Programms für 1961 erfüllt haben — sogar volle fünf Tage früher, als es seine Verpflichtung vorsieht. Er, das Parteimitglied Dondalewski, hat sein Wort eingelöst, er hat die „Höhe 28.2" bereits genommen.
Plötzlich schwindet zusehends die Helligkeit der Kabinenbeleuchtung, und nach wenigen Augenblicken verlischt die linke Lampe.
„So ein Pech", denkt Alfred Dondalewski, dreht die rechte etwas heller und richtet sie neu auf die Geräte ein. Aber was ist das? Auch ihr Schein sinkt in sich zusammen. Und die Notleuchte glimmt nur noch schwach.
„Der Generator!" ist sein nächster Gedanke. „Irgendwie muß das gesamte Bordnetz nicht in Ordnung sein." Der Daumen der linken Hand betätigt den Knopf der Sprechfunkanlage. — Vergebens! Sender und Empfänger schweigen.



Jetzt geht alles sehr schnell. Ein Gerät nach dem anderen wird „sauer“. Längst hat er alle entbehrlichen Stromfresser abgeschaltet. Doch die gespeicherte Energie der Batterie ist schon verbraucht. Die Positionslichter an Heck und Flächen sind erloschen, Kompaß und künstlicher Horizont erstarrt.

*

Alfred Dondalewski prüft mit schnellem Griff die Anschnallgurte und setzt sich im Katapultsitz zurecht. — „Aussteigen?“ So besagt's der Befehl. Doch was dann? Die Maschine? Wohin wird sie stürzen? Aber es gibt keine andere Möglichkeit mehr! — Oder doch?
Genosse Dondalewski ist kein Mensch, der die Nerven verliert. Er ist Parteimitglied und gibt sich nicht so schnell geschlagen. Er will und muß seinen Flugauftrag erfüllen. Er will die wertvolle Maschine retten. Er wird um beides zäh und verbissen kämpfen.
Sein Hirn arbeitet fieberhaft, doch seine Gedanken sind glasklar. Die Dosengeräte, das Variometer, Höhen- und Geschwindigkeitsmesser arbeiten einwandfrei! Danach kann er sich richten. Alles Fehlende muß sein fliegerisches Gefühl, sein scharfes Auge, müssen seine Erfahrung und sein Können ersetzen. Jetzt zahlt sich mancher Tropfen Schweiß, manche „verbüffelte“ Stunde hundertfach aus!
Der erfahrene Flugzeugführer handelt: Luftraum beobachten, Höhe halten, Lichtorientierungspunkte suchen, Geschwindigkeit erhöhen.

*

Wenn der Kurs noch stimmt — und er müßte noch stimmen —, kommen jetzt die Städte F. und C. in Sicht. Und wirklich! Er hat sich nicht geirrt. Zahlen wirbeln ihm durch den Kopf. Wenn seine Berechnungen nicht falsch sind, muß er gleich am Ziel sein. Muß! Denn lange kann er nicht mehr in der Luft bleiben. Die Zusatzbehälter sind leer, die höhere Geschwindigkeit hat eine Menge Sprit gefressen.

Da tauchen auf der Erde Lichter auf. Gehören sie zu der Baustelle oder dem Braunkohlentagebau südlich seiner Heimatstadt? Und links davon der gelbliche Schein, der sich im Dunst bricht?
Dem Steuerdruck gehorchend, legt sich die Maschine in die Linkskurve. Wie gebannt starrt Hauptmann Dondalewski in den gelben Nebel. Da! Die roten Blinkzeichen gehören unverkennbar zum Codeleuchtfeuer des eigenen Platzes.

Geschafft! Heiße Freude durchpulst ihn. Doch ebenso schnell wie diese Freude gekommen ist, versiegt sie wieder. Steht ihm nicht noch das Letzte und Schwerste, die Landung, bevor? Wie soll er sich denn dort unten bemerkbar machen? Er ist nicht zu hören, nicht zu sehen, und ein Notsignal kann er auch nicht abschießen. Bemerkt man ihn auf dem Platz aber nicht rechtzeitig, schaltet man nicht rechtzeitig die Landescheinwerfer ein, muß er versuchen, sein Flugzeug in völliger Dunkelheit sicher zu Boden zu bringen. Wenn aber im Moment seiner Landung eine andere Maschine auf die Startbahn rollt und ihn zum Durchstarten zwingt — wird dann sein Kraftstoff noch für einen zweiten Anflug reichen?

Hauptmann Dondalewskis Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Er muß jetzt landen, muß auch das wagen und schaffen!

*

Was jetzt kommt, grenzt ans Unglaubhafte.

Hauptmann Dondalewski fliegt eine große Platzrunde und drückt die Maschine von ihren 5000 m herunter. Fahrwerk und Landeflügel muß er notausfahren, denn es fehlt ja der Strom zur Betätigung des Fahrwerkhahnes.
Beim Anflug richtet er sich nur nach den matten Lichterreihen der Bahnbefeuerung. Dann hat er das Gefühl, direkt über dem Boden zu schweben. Er zieht den Knüppel durch und erwartet den „Fahrstuhl“, den heftigen Aufprall. Aber nichts geschieht. Die Laufräder berühren den Boden grad so, als wäre er am hellichten Tage mit allen Schikanen gelandet. Die Maschine rollt aus. Alfred Dondalewskis Spannung löst sich, und ein riesengroßer Stein fällt von seinem Herzen.

*

Fragt man seine Kameraden, was sie von ihm, dem bescheidenen und besonnenen Offizier halten, lautet die Antwort: Unser „Donda“ ist ein prima Kumpel, ein kluger Kopf, ein erfahrener Flugzeugführer und „alter Hase“, er ist ein guter Volleyballspieler, einer der treuesten Anhänger unserer ASK-Fußballer und besitzt — von vielen darum beneidet — eine Bombenruhe.
Frau Hannelore, die ihn verständnisvoll umsorgt, würde sicher noch sagen, daß ihr Alfred dem Söhnchen Ralf und Klein-Rita ein lieber Vati ist.
Alle haben recht. Aber Genosse Dondalewski ist mehr! Er ist ein Mensch, ein Kämpfer unserer Tage.
Er hat in friedlichen Tagen eine Heldentat vollbracht und damit vielen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren ein großartiges Beispiel gegeben.
Genosse Dondalewski hat mit seiner kühnen Tat den Kampfgeist, das Können und die unüberwindlichen politisch-moralischen Eigenschaften eines Kämpfers unserer Nationalen Volksarmee demonstriert:
Seinem sozialistischen Vaterland zur Ehre — den militaristischen Feinden zur Warnung.



Als die Delegation der DDR zur Moskauer Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses der Staaten des Warschauer Vertrages nach Berlin zurückgekehrt war, erklärte Walter Ulbricht auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld, daß die Vorschläge der DDR zur friedlichen Regelung der deutschen Frage die einmütige Zustimmung und Unterstützung aller Beratungsteilnehmer gefunden hätten.



Es sind von Mord und NATO-Tod
die Völker aller Welt bedroht,
denn in dem Bonner Bundeslande
macht mit der militanten Bande
das Herrenmenschentum sich breit,
der Rassenhaß der Hitlerzeit,
die neokoloniale Schande.

Mit Grenzveränderungsgelüsten
im dreckigen Atomkriegsbrüsten
trompeten Hitlergenerale
zu feurigem Atomfinale.
Sie fordern (nicht vom Volk gebeten)
den Einsatz von Atomraketen
für ihre Bombenbacchanale.

Noch steht in Westberlin bislang
die Freiheit unterm Glockenstrang,
mit dem der Kanzler-Brandt da bimmelt.
Sein Charm ist reichlich angeschimmelt,
denn Westberlin wird Freie Stadt,
auch wenn er was dagegen hat,
und Brandt wird baldigst abgewimmelt.

Des Sozialismus starke Kräfte
durchkreuzen alle Kriegsgeschäfte
der Heusinger und Kumpanei.
Der letzte Rest der Tyrannei
des Hitlerkriegs ist bald vorbei!

Soldaten unsrer neuen Zeit:
Seid wachsam und gefechtsbereit,
dann ist es aus mit allen Kriegen.
Der Friede wird
den Krieg besiegen!

Text: K. Rabiner · Fotos: Zentralbild

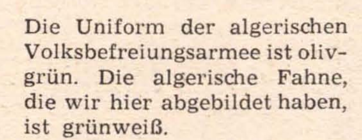
Seid wachsam!



Welche Farbe ...

Welche Farbe hat die Uniform der algerischen Befreiungsarmee? Und wie sieht ihre Fahne aus?

Heinz Engelien, Rossendorf



Die Uniform der algerischen Volksbefreiungsarmee ist olivgrün. Die algerische Fahne, die wir hier abgebildet haben, ist grünweiß.

Die Redaktion

Eltern kamen zu Besuch

Vor längerer Zeit nahmen wir den Briefwechsel mit allen Eltern der Genossen unserer Batterie auf. Auf Grund der guten Ergebnisse des Briefwechsels entschlossen wir uns, die Eltern einmal einzuladen. Über 50 Prozent der Eltern folgten unserer Einladung. Sie freuen sich heute bereits auf den nächsten Elternabend, Anfang Herbst. Durch unseren Elternabend wurde manches Problem der Erziehung erfolgreich gelöst.

Hauptwachtmeister Fuchs, Marienberg

Wir freuen uns, daß wir schon zwei Briefe von der Einheit erhalten haben, in der unser Sohn, Unteroffizier Hans Staats, einen guten Dienst versieht. Gern sind wir deshalb auch der Einladung gefolgt. Eins gefällt uns aber nicht: sein Zwillingsbruder Erich ist in einer anderen Einheit der Dienststelle, von da haben wir noch nie etwas gehört. Es wäre schön, wenn wir auch diese Vorgesetzten kennenlernen würden.

Frau Staats



Die Verbindung zwischen Elternhaus und Armee können wir nur begrüßen. Unser Sohn mußte im letzten Jahr einmal disziplinarisch zur Rechenschaft gezogen werden. Obwohl unser Sohn ein großes Vertrauen hat und alles sagt, konnten wir das nicht verstehen. Hätte damals der Briefverkehr schon bestanden, so wäre das nie passiert. Wir merken deutlich: Seit der Aufnahme des Briefverkehrs bringt unser Sohn seinen militärischen Vorgesetzten und auch uns eine noch größere Achtung entgegen. Also hat die Aufnahme des Briefverkehrs schon Früchte getragen, und das ist gut so.

Herr und Frau Schädlich

Sie haben es nötig

Als ich mich kürzlich auf der Leipziger Frühjahrsmesse umsah, entdeckte ich in dem Angebot des Verlages von C. Bertelsmann, München, ein Buch von Camille Longevon „Luftfahrt heute", erschienen 1959, folgende interessante Tatsache: Es waren in einer großen Tabelle die Jagdflugzeuge der Welt angeführt, darunter alle Typen, mit denen die Bundeswehr ausgerüstet ist. Unter der Spalte „Sowjetrußland" stand als einziges Flugzeug die MiG 15. Existieren vielleicht keine besseren Jagdflugzeuge? Ich glaube doch. (Die Sowjetunion verfügt seit längerem über weiterentwickelte Typen von Jagdflugzeugen, d. Redaktion) Viel eher wird man damit die Stärke des sozialistischen Lagers in der Öffentlichkeit zu ignorieren versuchen, um damit die eigenen Menschen von der „Stärke" der westlichen Welt zu überzeugen. Wie nötig das ist, beweisen uns die täglichen Flugzeugabstürze und mißglückten Raketenversuche. So wird in Westdeutschland der Krieg psychologisch vorbereitet. Aber auch damit wird man den Sieg des Sozialismus nicht aufhalten können.

Unteroffizier Klaus Franke

„Völkerfreundschaft"

So nannte Genosse Helmut Broschk, Unteroffizier d. R., sein Foto. Wir veröffentlichen es in diesem „Postsack" besonders gern, strahlt es doch den Geist unserer Mai-Demonstrationen aus — die Verbundenheit und Solidarität unserer Republik mit den Freiheitskämpfern in aller Welt.

Die Redaktion



Beliebte Gäste

Schon die Ankündigung des Besuches unseres Erich-Weinert-Ensembles erweckte bei allen Angehörigen unserer Einheit große Erwartungen. Als am Abend im vollbesetzten Klubhaus das erste Gesangsstück verklungen war, brandete eine Woge der Begeisterung auf, die von Darbietung zu Darbietung höher schlug. Lachsalven rief das Schattenspiel mit den Soldatenkarikaturen „Helle, Stramm und Lässig" hervor. Der „Tanz der Soldaten", der unseren Dienst und die Waffenbrüderschaft mit den befreundeten sozialistischen Armeen versinnbildlicht, löste ebenfalls Ovationen aus. Das Erich-Weinert-Ensemble gab uns wertvolle Anregungen für unsere Kulturarbeit. Man kann deshalb nur hoffen, daß dieser Besuch nicht der letzte war.

Oberwachtmstr. G. Dunger

„Gut Holz"

In Ihrer Nr. 4/61 bringen Sie ein Foto über das Kegeln, das der Popularisierung dieser Sportart als idealem Massensport einen guten Dienst erweisen würde, wenn nicht der Bildtext diesen Eindruck vollkommen zerstören würde.

„... erhöht den HOG-Umsatz!" Das ist dazu angetan, den Kampf des Deutschen Kegler-Verbandes, den Kegelsport als Bier- und Kneipensport der Vergangenheit angehören zu lassen, zu erschweren.

Ist Ihren Mitarbeitern nicht bekannt, daß die Erfolge unserer Kegelsportler im Weltmaßstab viel zur Anerken-

(Fortsetzung auf Seite 252)

Um die Erfolge der DDR beim Aufbau des Sozialismus zu vertuschen, sagt die westdeutsche Presse Jahr für Jahr den Zusammenbruch unserer Wirtschaft voraus. Unsere stetig wachsende Produktion zwingt sie aber, von Jahr zu Jahr einen schnelleren und schmachvolleren Rückzug anzutreten. 1961 wird die Industrieproduktion der DDR ein Volumen von 76,4 Milliarden DM erreichen. Das sind 5,1 Milliarden oder 7,2 Prozent mehr als 1960. Dazu muß die Arbeitsproduktivität in der sozialistischen Industrie mindestens um 6,6 Prozent steigen.

(Fortsetzung von Seite 251)

nung der sozialistischen Sportbewegung und damit unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates beigetragen haben? Ist Ihren Mitarbeitern auch bekannt, daß der Kegelsport wie kaum ein anderer, als Massensport betrieben, zur Förderung der Volksgesundheit und zur Entspannung unserer Werktätigen beiträgt, weil er neben der körperlichen Betätigung Freude und Frohsinn vermittelt?
Diese guten Eindrücke und Tatsachen werden durch Ihre an die überholte Vergangenheit erinnernde Bildunterschrift herabgemindert!
Die Zeiten, da um eine „Molle" gekegelt wurde, da „alle Neune" eine Lage kosteten, sind vorbei. Die wenigen schlechten Beispiele, die hier und dort noch existieren sollten, werden bald von der Bühne abtreten müssen!
Der internationale Verband aller Sportkegler, in dessen Präsidium auch vom Deutschen Kegler-Verband zwei Vertreter mitarbeiten, kämpft um die Anerkennung als olympische Sportart. Hierbei helfen uns in hervorragendem Maße das Fernsehen, der Rundfunk und auch die Presse! Helfen auch Sie dabei mit.

Otto Bleiß,
Verdienter Meister des Sports, Vorsitzender der Pressekommission des Deutschen Kegler-Verbandes

Wir gestehen es ein — durch unsere etwas zweifelhafte Bildunterschrift haben wir nicht dabei mitgeholfen. Allerdings mag man uns dabei zugute halten, daß es sich bei diesen „Schnappschüssen aus der Welt des Sports" um eine harmlos-nette Bildserie handelte, deren Sinn es nicht war, für die olympische Anerkennung dieser oder jener Sportart zu kämpfen. Dennoch möchten wir betonen, daß es uns absolut fernliegt, das Sportkegeln mit dem Biertrinken zu assoziieren.

Die Redaktion

Für Dienstreisende verboten

Für Hunde und Dienstreisende verboten, heißt es im Heim Prora. Viele Zimmer stehen leer. Aber der dienstreisende Offizier muß ins Hotel nach Binz gehen, weil die Dienststellen keinen Platz haben und das Erholungsheim — siehe oben!

Major Möckel, Neubrandenburg



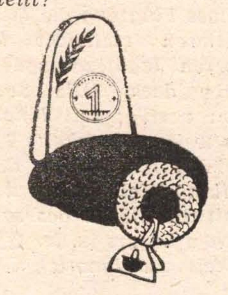
Vignetten: Arndt

Keinen Pfennig für einen Korb

Daß der Genosse den Pfennig durch seinen Freund überbringen ließ, finde ich nicht richtig. Er hätte es selbst tun müssen. Auch wenn ihn das Mädel beleidigt hat, mußte er Kavalier bleiben.

Gisela Dornieden, Dingestädt/Eichsfeld

Der Pfennig war für diese „Dame" viel zu schade. Als Freund dieses Soldaten hätte ich versucht, mit dieser „Dame" zu tanzen, und hätte diese während des Tanzes stehen lassen. Ob diese dann wieder so schnell einen Korb austeilt?



Wäre es nicht möglich, einmal einige Stellungnahmen von einigen neu eingestellten Genossen zu geben? Das würde mir bei meinen Gesprächen helfen, die ich mit jungen Menschen darüber führe, wie wichtig es ist, Ehrendienst in den Reihen unserer Nationalen Volksarmee zu leisten..

Wunderlich, Gerold, Großfriesen

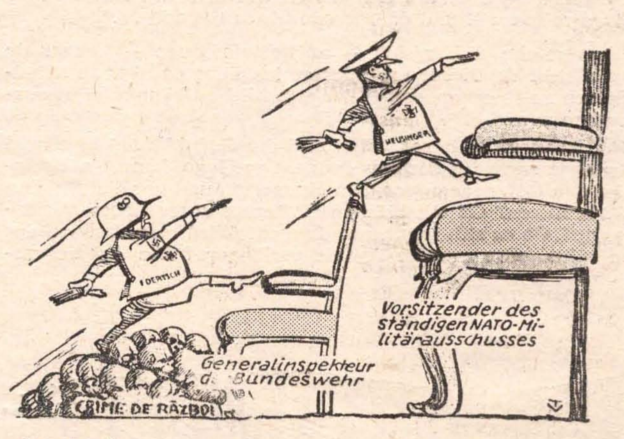
Hiermit findet diese Diskussion ihr Ende. Wir möchten uns auf die Seite jener Leser stellen, die da schrieben: Keinen Pfennig für einen Korb! Ganz gleich, aus welchem Grunde die Auserkorene so „freigebig" war, ganz gleich, ob man ihre Gabe als Unhöflichkeit betrachtet oder nicht, die Pfennig-Reaktion des Soldaten ist ihrerseits eine Unhöflichkeit.

Die Redaktion

SALVE-FEUER!

Karikaturisten der Bruderorgane schossen auf den westdeutschen Militarismus

(Aus „Sowjetski woin", Moskau)



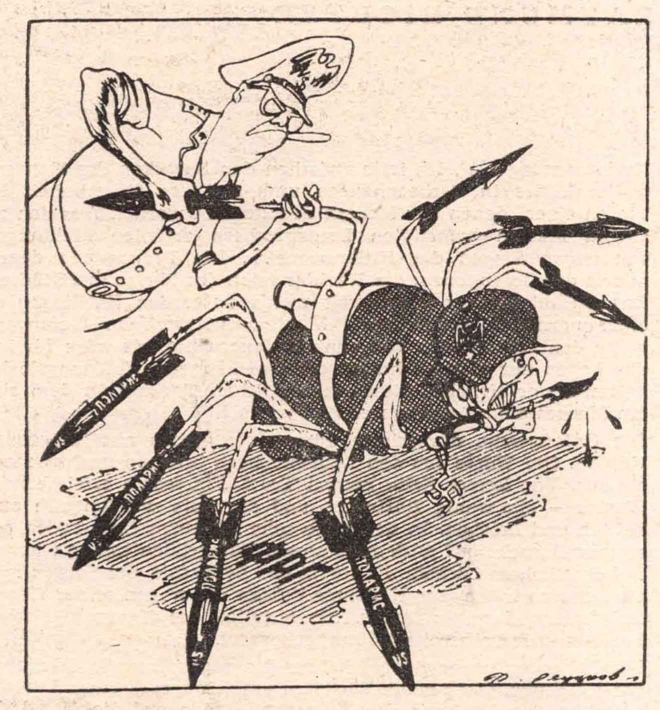
„Karriere"

(Aus „APARAREA PATRIEI", Bukarest)



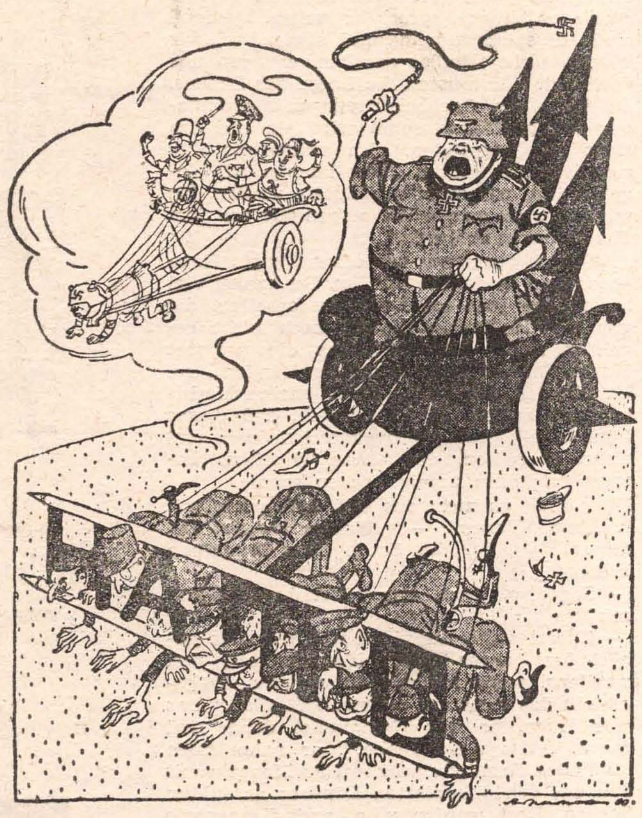
„Nein, diese Suppe eß' ich nicht!"

(Aus „APARAREA PATRIEI", Bukarest)



Die Polaris-Prothesen

(Aus „Sowjetski flot", Moskau)



Idee und Wirklichkeit

(Aus „Krasnaja swesda", Moskau)



RAYMUND RICHTER

Der Verfasser dieser Geschichte, der polnische Genosse Raymund Richter, ist heute als Schriftsteller tätig. 1940 wurde er von den Nazis wegen seiner Zugehörigkeit zur polnischen Widerstandsbewegung zusammen mit seinem Bruder verhaftet und kam mit 24 Jahren ins KZ Sachsenhausen. Hier bekam er Kontakt mit der illegalen Lagerorganisation und wurde von deutschen Kommunisten zum bewußten Kämpfer erzogen. Am 23. April dieses Jahres nahm er an der Einweihung der Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen teil.

Herbstsonntag 1942. Ich irrte zwischen den Baracken des Konzentrationslagers in Sachsenhausen umher. Diese Gewohnheit ist Tieren eigen, denen der Mensch den Raum begrenzt. Aus den an langen Masten befestigten Lautsprechern ertönten Meldungen von neuen Siegen der Hitlerarmee... Die Propaganda deprimierte die Gefangenen; die Wächter taten das übrige mit Stöcken. Das Gefühl eigener Nichtigkeit wurde unter den Häftlingen zu einer normalen Erscheinung. Mancher verzweifelte Gefangene nahm den kommenden Tod ohne Bedauern hin, als wäre für ihn das Leben nur etwas Schmerzvolles, nicht mehr. Hoffnungslosigkeit war der Urheber dieses schrecklichen Gefühls, in dem sich ein Mensch ohne Ausweg und Ziel verliert.

Die Gefangenen, numerierte dürre Äste, gehen mit hängenden Köpfen. Die Worte aus den Lautsprechern brennen und trocknen sie aus. Von keiner Seite kommt Trost. Ein wenig erfrischendes Wasser — ein wenig Hoffnung, und die Äste würden sich aufrichten und beleben. In der Nähe sehe ich einen Kameraden aus meiner Baracke auf mich zukommen. Wir grüßen uns mit kameradschaftlichem Lächeln. Es verrät das Bedürfnis, die Sorgen miteinander zu teilen. Die Häftlinge liebten ihn wegen seiner Kameradschaft und seines Mutes. Als Mitglied der Kommunistischen Partei wurde er bereits 1933 eingekerkert.

Wir begannen unser Gespräch über die deprimierende Stimmung der Häftlinge. Ohne seine Worte zu wählen sprach Hugo von der erdrückenden Wirkung der Hitlerpropaganda auf die Moral der Gefangenen. „Wenn es uns nicht gelingen wird, dieser Propaganda unsere Propaganda gegenüberzustellen – wird sich die Sterblichkeit erhöhen“, sagte er. „Du siehst, daß viele gebrochen sind, keine Ausdauer haben“, sprach er weiter, „jemand muß sie stärken, man muß etwas tun, wir können nicht tatenlos zusehen, was um uns geschieht. Wir müssen die Leere des Lebens, die durch die Goebbels-Propaganda entstanden ist, ausfüllen, sonst wird sie uns am Ende alle vernichten.“ Ich antwortete ihm ziemlich gleichgültig: „Was können wir dagegen tun, wir müssen geduldig warten, bis wir zugrunde gehen. Wir stehen alle vor dem Krematorium Schlange.“

„Und doch vermögen wir etwas“, sagte Hugo – „es liegt in deinen Händen. Du kannst viel helfen, um jene am Leben zu erhalten, die von der Hoffnungslosigkeit noch nicht ergriffen sind.“ Erstaunt durch die Antwort Hugos, daß die Sache in meinen Händen läge, lächelte ich. Ich wollte damit meine Machtlosigkeit zeigen. Es ist möglich, daß dieses Lächeln ein wenig provokatorisch war und einen Menschen, der etwas Wichtiges besprechen wollte, zornig machen konnte.

Hugo hielt es nicht aus und antwortete mit leichtem Vorwurf: — „Warum lächelst du, du ...? Ja, ja, die Sache liegt in deinen Händen.“

„— Sag also, Hugo, was willst du denn von mir?“

„— Zuerst sollst du nie, bevor du alles gehört hast, unter deiner Nase grinsen, und zweitens, wenn ich mit dir spreche, so geschieht das nicht aus eigener Initiative.“ Das war Hugo, er war Kommunist durch und durch. „Also mein Lieber“, er nahm mich unter den Arm, „du arbeitest im Magazin mit den aus den okkupierten Ländern geraubten Sachen. Dort werden u. a. auch Transporte mit Radioapparaten und verschiedenen radiotechnischen Geräten abgeladen. Kurz, du hast die Möglichkeit, einen solchen Apparat zu zerlegen und in das Lager einzuschmuggeln. Mit der Installation des Apparates wird sich jemand anders beschäftigen, der nicht wissen wird, woher das Gerät stammt.“ Hier klatschte Hugo in die Hände und fügte hinzu: — „Wir werden unsere Propaganda in Bewegung setzen — und unmerklich mit dem Finger nach dem Osten zeigen. Wir werden die Verzweiflung verjagen, die uns diese Lautsprecher bringen und die uns den Mut aussaugen. Hier hast du eine günstige Gelegenheit bei einem Werk zu helfen, das vielleicht das Leben einiger Hunderter und sogar einiger Tausender von Familienvätern und von Söhnen retten wird.“ Nun fragte er: „Und was sagst du dazu?“

„—Ich bin erstaunt...“

„— Worüber?“ — Über die billige Art, wie man das Leben eines Häftlings retten will und daß gerade ich es tun soll ...“

„— Ich verstehe dich nicht“ — antwortete Hugo — kannst du dich vielleicht deutlicher ausdrücken, ich liebe es nicht, mit halben Sätzen zu sprechen, wobei der eigentliche Gedanke nicht ausgesprochen wird.“

„— Gut, wenn du es hören willst und die Geduld dazu hast, will ich dir sagen, was ich darüber denke. Sag Hugo, kann ein Radioapparat den Gefangenen vor dem Hungertod und vor den Stöcken der SS schützen? Ob ein bißchen Hoffnung unser Leben verlängern wird? Ob es sich lohnt, anzufangen? Wird man dadurch das Leben retten oder nur die Agonie verlängern? Die Agonie ver-



längern, wäre eine falsch verstandene Humanität. Es ist schwer für mich, in dieser Situation darüber zu diskutieren, wer von uns recht hat. Ich bin zu jung, um die alleinige wirkliche Wahrheit zu finden. Manchmal dachte ich auch an irgendein Wort des Mutes und der Hoffnung, es gab aber mehr Augenblicke, in denen Leere und Verzweiflung mich zum Stacheldraht drängten, und wenn mein Bruder Bronek nicht da wäre, hätte ich längst Selbstmord begangen. Ich glaube nicht, daß ich je aus diesem Stacheldrahtgewebe lebend rauskommen werde.

— Nach meiner Meinung sind wir geduldige Schafe, die bereit sind, daß man eins nach dem anderen schlachtet; wenn wir uns eines Tages auf sie geworfen hätten, würden ihnen die Maschinengewehre nicht geholfen haben. Wir sind 15 000, sie haben dagegen nur ein gut ausgerüstetes Bataillon. Das Überraschungsmoment könnte alles entscheiden."

„— Man kann den Kampf gegen den Hitlerfaschismus im Lager auch so auffassen", — antwortete Hugo. „Unser Lageraktiv hat beschlossen, mit allen Mitteln so viel wertvolle Menschen wie nur möglich, am Leben zu erhalten, für den Aufstand wird noch der richtige Augenblick kommen. Vorläufig ist die Zeit noch nicht da." — „Hugo" — fragte ich, — „ist das nicht ein schöner Vorwand, um eigene Feigheit zu tarnen?"

„— Du kannst so denken, wie du es begreifst, du wirst aber doch nicht sagen, daß die Blumen im Sarg des vor kurzem aufgehängten Komsomolzen ein Akt der Feigheit waren, daß das Verbergen einiger Häftlinge vor dem Transport Feigheit ist, und was sagst du zur Vernichtung einiger Spitzel — vielleicht betrachtest du das auch als Feigheit?"

„Kannst du viele solcher Beispiele von 15 000 Häftlingen aufzählen?"

„Ja, ziemlich viele, aber du mußt nicht alles wissen. Wenn du längere Zeit hier sein wirst, wirst du es vielleicht erfahren." Dann fügte er hart aber mit gutmütigem Lächeln hinzu: „Die Aufstellung und Bedienung des Radioapparates ist auch ein schöner Vorwand, um unsere Feigheit zu tarnen, und deshalb beschloß das Aktiv, dir das Einschmuggeln des Apparates anzuvertrauen." Ich schwieg. Hugo beobachtete mich aufmerksam. Nach einem Augenblick fragte er mich mit einer entwaffnenden Ehrlichkeit:

„Na, mein Held, vor einer Minute wolltest du dich auf ein SS-Bataillon stürzen, und jetzt, wo es sich um eine solche Kleinigkeit handelt wie das Einschmuggeln des Radioapparates in das Lager, sagst du nichts?" Er sagte dies mit einer so freundlichen Stimme, daß ich ihn am liebsten umarmt hätte.

„Hugo", sagte ich, um das Gespräch zu unterbrechen, „zweifellos sollte man sein Leben für das Wohl der Allgemeinheit, in der wir leben, opfern; gestatte aber, daß ich in die Baracke zurückkehre, wo mein Bruder Bronek auf mich wartet, wir müssen einen Brief an die Eltern schreiben, sie wissen lassen, daß wir noch am Leben sind. Du bekommst morgen oder übermorgen eine Antwort. Ich muß mir das überlegen und mich umschauen, ob es möglich ist." Als ich weggehen wollte, faßte mich Hugo am Ärmel:

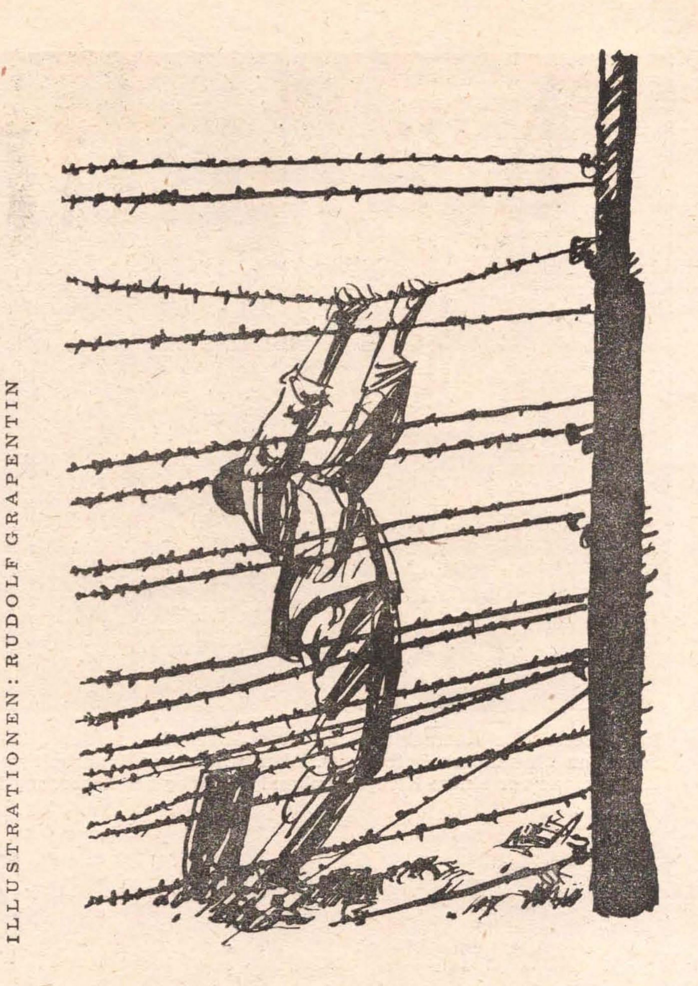
— „Warte noch einen Augenblick", sagte er, „Bronek darf von dieser Sache nichts erfahren. Bei illegaler Arbeit darf man niemanden mit überflüssigen Geheimnissen belasten."

„Schon gut, schon gut, ich werde nichts sagen. Servus."

Diese Nacht konnte ich nicht einschlafen. Ich phantasierte. Gedanken stürmten auf mich ein und die Worte Hugos kamen immer wieder — „Du kannst viele Väter und Söhne retten". Ein anderer, nicht so eindringlicher aber stärkerer, von meinem „Ich" diktierter Gedanke: wenn sie dich mit den Teilen des Radioempfängers schnappen, wirst du mit deinem Bruder, so lautet das Gesetz im Lager, ums Leben kommen. Du wirst in den Augen der Eltern und der nahestehenden Menschen ein Mörder des Bruders sein...

Hugo hat aber recht. Die Lagerkonspiration braucht den Apparat. Die Gleichgültigkeit dem Leben gegenüber beschleunigt das Ende. Ein Schiffbrüchiger auf See, der keine Rettung sieht, wirft sich über Bord, die Häftlinge werfen sich in den Hochspannungsstacheldraht. Verbissen diskutiere ich mit meinem „Ich". Plötzlich kommt mir zum Bewußtsein, daß mein „Ich" nicht mehr eine Person betrifft. Zu mir spricht die Stimme Hugos. Mein „Ich" sagt: warum sollst gerade du dein junges Leben aufs Spiel setzen. Besser wäre es, wenn das Lageraktiv zu dir kein Vertrauen hätte. Du bist erst 24 Jahre alt, möge einer, der viel älter ist, sein Leben gefährden, einer, der nicht mehr viel zu verlieren und keinen Bruder im Lager hat. Das „andere Ich" aber, das mit der Stimme Hugos sprach, blieb hartnäckig, vereinigte sich mit der Stimme aller Häftlinge, die noch lebten und jener, die nicht mehr am Leben waren. Immer wieder höre ich: Du kannst ... Du kannst ... die Sache liegt in deinen Händen ...!

Wenn sie dich ertappen, werdet ihr beide gehängt, keiner wird nach deinen Absichten, sondern nur nach den Folgen urteilen.



ILLUSTRATIONEN: RUDOLF GRAPENTIN

Die edelste Absicht kann in ihren Folgen verbrecherisch sein. Überleg dir, den Apparat mußt du in mindestens 16 Teile zerlegen, du kannst nicht mehr als zwei Teile auf einmal einschmuggeln ... du mußt sie so verstecken, daß man sie unter den Häftlingskleidern nicht sehen kann... Innerhalb von 8 Tagen gibt es drei oder vier Durchsuchungen. Also mathematisch gesehen ist ein Mißerfolg mit 3:1 wahrscheinlich ... du wirst zusammen mit deinem Bruder hängen, wie die vor kurzem hingerichteten Komsomolzen. Mein „Ich" wurde zum Beobachter. Ich seh mich mit meinem Bruder am Galgen ...

Durch halbgeöffnete Augen sehe ich die ersten Sonnenstrahlen. — Dort ist der Osten! Dort ist meine Stadt, meine Familie, mein Heim. Von dort kommt die Hoffnung. Ich schließe die Augen, und im Halbschlummer sehe ich die Kämpfer für die Freiheit. Ich sehe Soldaten, Schützengräben, Maschinengewehre, einstürzende Häuser, verbrannte Dörfer, obdachlose Kinder, Menschen, die vor Razzien und Exekutionen flüchten. Ich sehe Tausende getöteter Soldaten. Ich denke an die September-Kampagne. Ich war Soldat in Lodz, eigentlich bin ich noch Soldat, denn der Krieg dauert an. Ich wache auf. Die Bilder vom Schlachtfeld waren verschwunden, die Entscheidung aber war da: Ich werde den Radioapparat ins Lager schmuggeln.

Jetzt bin ich entschlossen. Ich schaue meinen Bruder an, er schläft neben mir. Ich fühle, daß mein Entschluß bei seinem Anblick schwächer wird. In diesem Moment fiel von dem nahegelegenen Wachturm ein Schuß. Ich schaue durch das Fenster der Baracke — im Stacheldraht mit Hochspannung liegt ein Mensch. Dieser Schuß und der Anblick eines im Todeskampf zuckenden Menschen festigte meinen Entschluß, der nicht mehr geändert wurde. Jetzt bleibt nur zu überlegen, wie ich diesen Radioapparat in das Lager bringen kann. Die Gedanken über die Tausende Ermordeter werden beiseitegeschoben, ich denke nach über das künftige Schicksal meines Bruders. Es quält mich noch, ob ich meinem Bruder von meiner Entscheidung erzählen soll, gab ich doch Hugo mein Wort, daß ich nichts sagen werde. Ich überlege nicht viel und weihe meinen Bruder ein. Es ist besser für ihn — denke ich —, wenn es schief geht, wird er wissen, wie er die Qualen im Bunker vermeiden soll. Mein Bruder ist mit meinem Entschluß einverstanden, er erinnert mich nur an meinen Charakter. Paß auf — sagt er — du verbrennst dich leicht. Sorge dich nicht um mich. Bevor sie erfahren, daß du einen Bruder im Lager hast, werde ich auf dem Draht liegen. Das Vergnügen uns zu hängen, werden sie nicht haben ...



Im Düsseldorfer Rheinstadion forderte Adenauer vor der „Landsmannschaft Ostpreußen" die „Befreiung des Ostens". Er sprach zwar von „friedlicher Befreiung". Aber was sie in Wahrheit vorhaben, offenbarten die Revanchisten, als sie mit Schwarzweißrot und Kaiserkrone vor einem Kriegerdenkmal den Weg der Eroberung feierten. – Ein alltägliches Ereignis im Westdeutschland unserer Tage.



Einmal verirrte sich Adenauer ins KZ Bergen-Belsen. Wenn das kein antifaschistisches Alibi für die Bundesrepublik ist, schrieb tags darauf die westdeutsche Presse. Adenauer bereitete zu dieser Zeit bereits wieder im Kreis des SA-Mannes Schröder und des Judenmörders Hans Globke neue Militarisierungsmaßnahmen vor.

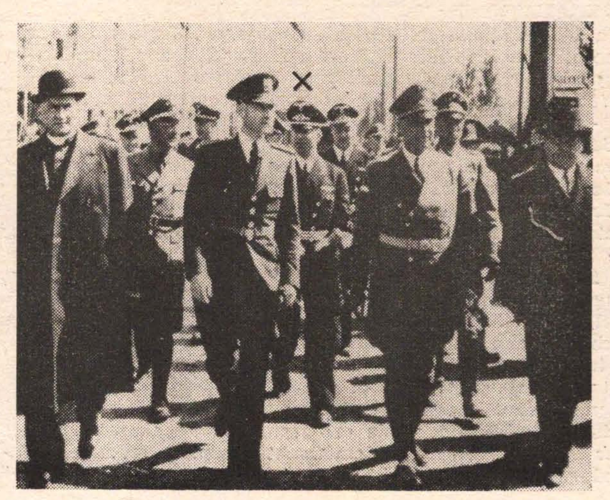
Zeige mir deine

... und ich sage dir, wer du bist. Das gilt für hüben und drüben, für die DDR und für Westdeutschland.

Vor wenigen Tagen weihten Tausende Bürger unserer Republik die Mahn- und Gedenkstätte Sachsenhausen ein. Es wundert niemanden, daß viele Volksarmisten dabei waren; denn die „Sachsenhausener", die Kämpfer gegen Krieg und Faschismus, sind verpflichtendes Vorbild unserer Armee.

Alle Jahre wieder wird auch im Bonner Staat zur Täuschung der Bevölkerung von Leuten, denen die braune Weste zumeist aus allen Knopflöchern herausguckt, ein schüchternes, antifaschistisches Liedlein gesungen. Alle Tage wieder aber legen in eben demselben Staat unverbesserliche Landsknechte vor Kriegerdenkmälern chauvinistische Schwüre ab. Auch kann es niemanden verwundern, daß immer Bundeswehruniformen darunter sind; denn der Drang nach dem Osten, der Einfall in fremde Länder und ihre Unterwerfung — das ist die echte Tradition der Bundeswehr. Wie sagte doch Strauß einmal: „Tradition ist nichts Totes, sondern Ansporn zum Handeln."

Text: H. Huth · Fotos: ZB (4); Archiv (2)



◀ 1941 war Globke (siehe Kreuz) an der Seite des Nazi-Innenministers Frick in Bratislava. In der Tasche hatte er das Todesurteil für alle slowakischen Juden. Heute sitzt Globke an der Seite Adenauers im Bundestag und ist als graue Eminenz des Bonner Staates an der Vorbereitung einer neuen verbrecherischen Aggression gegen die östlichen Nachbarländer beteiligt. ▶





Das erste KZ errichteten die braunen Henker nördlich von Berlin. Friedrich Ebert (2. von links) war wie andere bedeutende Funktionäre der DDR Häftling in diesem Lager namens Sachsenhausen.

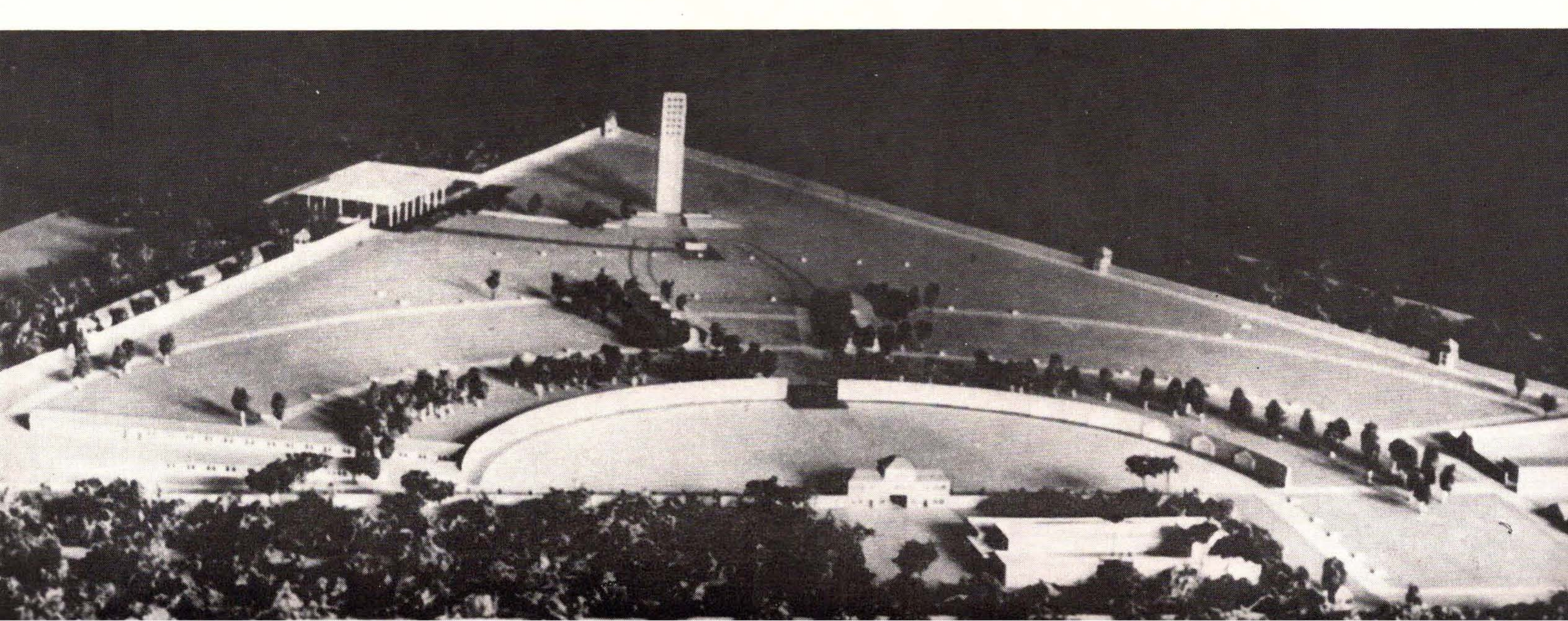
Traditionen . . .





Teil der Nationalen Gedenkstätte Sachsenhausen sind ein Lagermuseum sowie das erste internationale Widerstandsmuseum Deutschlands. Glasfenster dafür malte ein Jugoslawe.

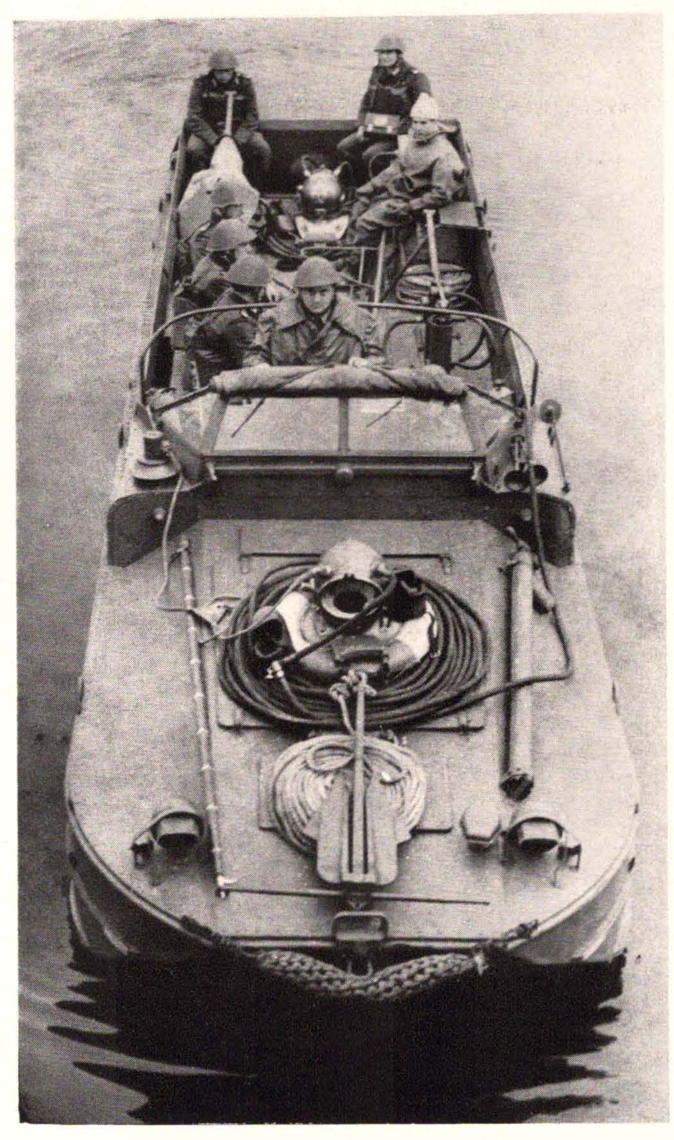
Das Modell der Nationalen Gedenkstätte Sachsenhausen. Deutlich ist darauf das Tor zu erkennen, durch das bis zur Befreiung durch die Sowjetarmee lange Kolonnen von Hitlergegnern in das Lager zogen. Für mehr als 100 000 aus neunzehn Nationen wurde es nie mehr das Tor in die ersehnte Freiheit.





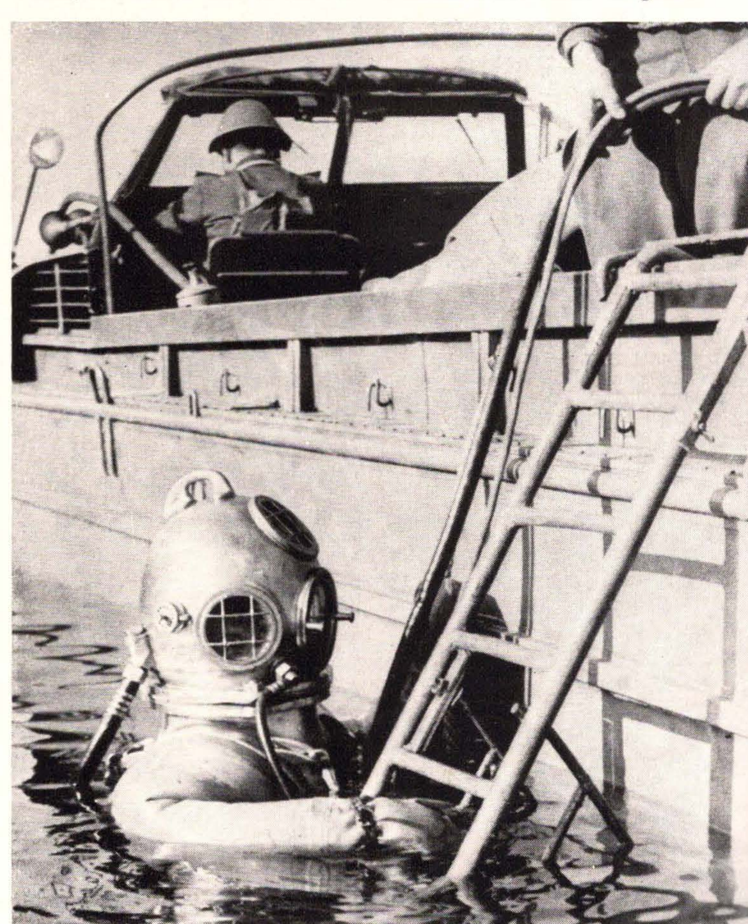
Die Tauchergruppe ist mit ihrem Schwimmwagen am Einsatzort angekommen. Nach der Aufklärung und Beurteilung des Ufers wird das Fahrzeug in das Wasser fahren, um zur eigentlichen Sinkstelle des zu bergenden Wasserfahrzeuges zu gelangen.

PIONIERE unter Wasser



An Bord des Fahrzeuges befinden sich alle notwendigen Taucher- und Taucherhilfsgeräte, Arbeitswerkzeuge und medizinischen Geräte, die für Unterwasserarbeiten erforderlich sind. Jeder Pionier auf dem Fahrzeug ist ein ausgebildeter Taucher oder Obertaucher, der mehrere Funktionen ausüben kann. Die gegenseitige Ersetzbarkeit ist stets gewährleistet.

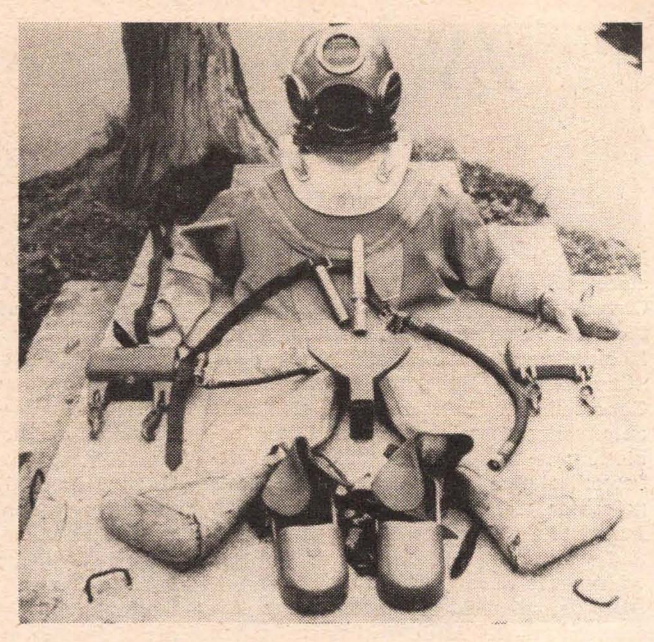
Abstieg des Tauchers an der Taucherleiter. Mit diesem Tauchergerät können theoretisch Tiefen bis 180 m aufgesucht werden, praktische Tauchtiefen wurden bis 120 m für einige Minuten erreicht. In diesen Tiefen ist ein Arbeiten nicht mehr möglich.



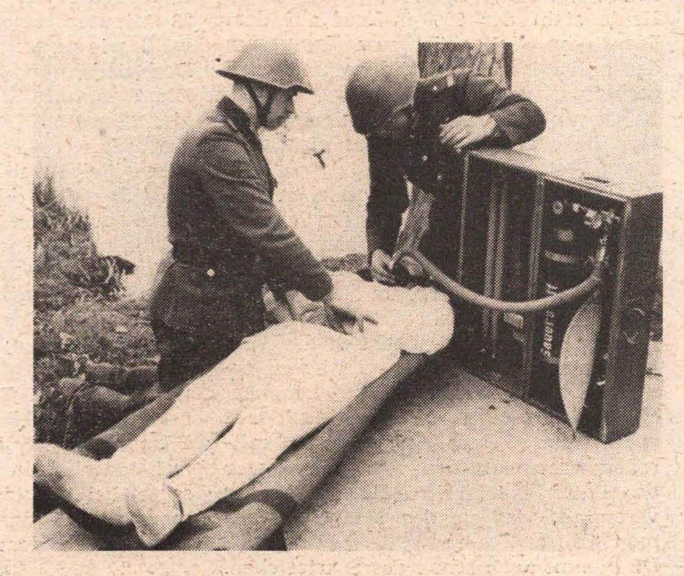
Wen das Wasser gefangen hat – den läßt es nicht mehr los, so sagen die Taucher. Immer wieder zieht es sie in die Tiefe – das Wasser ist ihr Element. Diese Worte, so wird der Leser meinen, sind doch reichlich übertrieben. Bitte, gehen wir zusammen unter Wasser, überzeugen wir uns, wie „romantisch" ein Unterwasseraufenthalt werden kann ... Doch halt! So einfach ist das nicht. Das Wasser kann einem Laien im Tauchergerät zum Verhängnis werden – die Gefahren in der Tiefe sind sehr groß. Nur ausgebildeten Tauchern ist es gestattet, mit einem Tauchgerät ins Wasser zu gehen. Damit wir etwas mehr über die Kampfaufgabe der Taucher unter Wasser erfahren, begleiten wir eine Tauchereinheit zum Einsatzort. Kommen Sie mit und sehen Sie selbst.

Alarm für die Taucher. In wenigen Minuten haben sie ihre Einsatzfahrzeuge besetzt.
Die Vorbereitungen an den Geräten werden getroffen, der Einsatztaucher läßt sich den Taucheranzug anziehen. Dann setzt sich das Fahrzeug in Bewegung, der kürzeste Weg zum Einsatzort wird genommen.
Die Aufgabenstellung an die Taucher erfolgt während der Fahrt, um Zeit zu gewinnen. Sie heißt: Aufklärung und Bergung eines Wasserfahrzeuges aus 18 m Tiefe in einem See. Am See angekommen, beurteilt der Kommandeur die Uferverhältnisse, vergleicht die Umrisse des Sees mit denen auf der Karte; die eventuelle Stelle im See ist bald ausgemacht.
Das Amphibienfahrzeug mit der Taucherausrüstung und den Tauchern verläßt das Ufer, gleitet auf dem Wasser zum Einsatzort, zieht dort einige Kreise bei langsamer Fahrt – stoppt; Anker und Grundtaue werden ausgeworfen, die Taucherleiter wird ausgehängt – der Taucher ist nach fünf Minuten zum Abstieg bereit.
Letzte Signale werden zwischen der Bedienung und dem Taucher ausgetauscht, dann steigt der Einsatztaucher an der Leiter ins Wasser, erfaßt das Grundtau und sinkt Meter um Meter in die Tiefe. Durch Telefon wird die Verbindung aufrechterhalten.
Erste Antwort vom Taucher: „Auf Grund alles wohl; 19 Meter Tiefe; 50 cm Schlamm und Schlick; schlechte Sicht bis 1,5 m; beginne mit der Aufklärung des Fahrzeuges."
Eine Stunde befindet sich der Taucher bereits auf Grund. 500 bis 600 m² Seegrund sind abgesucht, das Fahrzeug ist immer noch nicht ausgemacht.
Der zweite Taucher steigt in die Tiefe – unterstützt die Suche des ersten. Nach 1½stündiger Sucharbeit meldet der erste Taucher: „Objekt gefunden; beginne mit der Untersuchung." Nach Stunden harter Arbeit ist alles für die Bergung fertig.

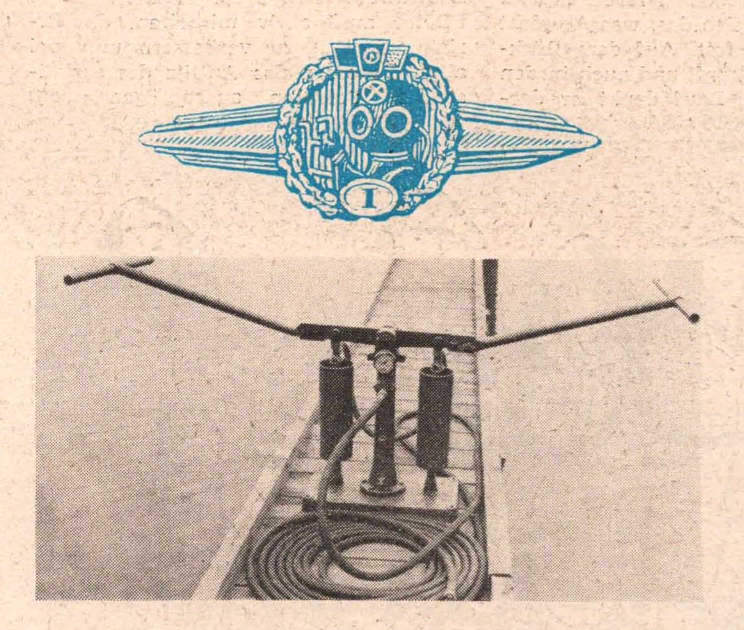
FOTOS: GEBAUER · TEXT: GROHMANN



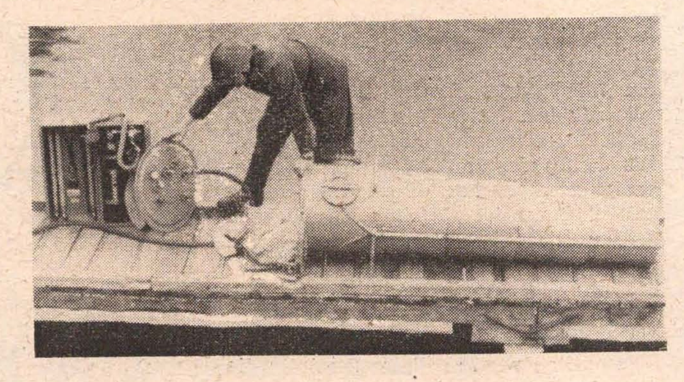
Einzelteile des Schlauchtauchgerätes: Helm mit Schulterstück; Brust-, Rücken- und Sitzgewicht; Taucherschuhe; Signalleine; Luftschläuche; Taucheranzug; Tauchermesser; batterielose Telefonanlage; 1 Garnitur Wollzeug. Das Gesamtgewicht des Tauchgerätes beträgt rund 80 kg. Im Wasser ist es leichter.



Das Inhalationsgerät, ein medizinisches Hilfsgerät, ist bei Kohlendioxydvergiftungen neben anderen Geräten unentbehrlich. Zur schnellen Wiederbelebung atmet der Taucher reinen Sauerstoff, um dann medizinisch weiterbehandelt zu werden.



Mittels einer Taucherpumpe oder Luftversorgungsautomaten wird dem Taucher die notwendige Atemluft zugeführt. Der Taucher atmet komprimierte Luft, d. h. in 20 m Wassertiefe herrscht ein Druck von 3 Atmosphären. Der Druck der Atemluft beträgt hier ebenfalls drei Atmosphären, um den Wasserdruck auszugleichen: die Luft ist also dreimal schwerer und dicker als normale Luft.



Bei Stickstoffvergiftungen muß der Taucher in die Taucherdruckkammer, um den im menschlichen Körper vorhandenen Stickstoff durch allmähliche Druckminderung ausdiffundieren zu lassen. Dort herrschen Druckverhältnisse wie unter Wasser. Stickstoffvergiftungen treten ab 13 m Wassertiefe auf, wenn der Taucher nicht die vorgeschriebenen Austauchzeiten beachtet.

ZWEI liefen dem Kollektiv davon

VON MAJOR ROLF DRESSEL

Im Klubzimmer der Batterie Höfer steht eine blaue Fahne. Sie wurde der FDJ-Grundeinheit Ende des letzten Jahres für ihre ausgezeichneten Leistungen im Kompaßwettbewerb verliehen. Beim Sturm auf die Höhe 28,2 bewiesen alle Genossen der Batterie, daß sie diese ehrenvolle Auszeichnung zu Recht erhielten; denn auch in dieser Wettbewerbsetappe behaupteten sie unangefochten die Spitze. Nun haben sie den Punkt 30,4 sicher ins Visier genommen und wollen auch hierbei ihrer Batterie wieder alle Ehre machen.

Aber das ist nicht so leicht, wie es sich anhören mag. Auch in einem guten Kollektiv, wie es diese Batterie ist, gibt es Konflikte, Auseinandersetzungen mit einzelnen Genossen, die manchmal vergessen, was sie dem Kollektiv schuldig sind.

Heute steht der 5000-m-Lauf auf dem Dienstplan. Er gehört zum Programm der militärischen Ausbildung und wird deshalb in voller Uniform ausgetragen. Es ist ein kühler, aber sonniger Märztag, für einen solchen Lauf also günstiges Wetter.

Unter den am Start befindlichen Genossen erkennt man auch das wettergebräunte Gesicht des Kanoniers Schulz. Wegen seiner aktiven Arbeit im Jugendverband wurde er erst im vergangenen Monat zum FDJ-Sekretär der Batterie gewählt. Immer bemüht, sich des Vertrauens seiner Genossen würdig zu erweisen, hat er sich heute vorgenommen, einmal zu zeigen, daß er auch auf sportlichem Gebiet ein Wörtchen mitreden kann. Mit dem Sportorganisator der Batterie, Gefreiten Börner, hat er vereinbart, daß sie das Tempo bestimmen wollen.

Da kommt auch schon das Startzeichen. Geschlossen läuft das Feld los, alle dicht beieinander. Noch keine zweihundert Meter, und schon machen an der Spitze zwei Genossen tüchtig Dampf auf. Schulz und Börner haben einen kleinen Vorsprung. Ab und zu drehen sie sich zu den anderen um und steigern weiter ihr Tempo.

Die im Feld laufenden Genossen bemühen sich um den Anschluß, aber vergeblich. Da tut sich hinten etwas, wovon kaum jemand Notiz nimmt. Kanonier Hempel hat alle Mühe, mitzuhalten. Sonst ist er einer der Besten, der auf der Fla-SFL zuverlässig seine Aufgaben versieht. Nur der Sport liegt ihm nicht besonders. Er läuft bereits am Schluß. Wenn er sich nicht steigert, droht er abzufallen.

Bekanntlich wird in dieser Disziplin die Zeit des letzten Läufers für alle, für die gesamte Batterie gewertet. Je schneller er also läuft, desto besser für das Kollektiv. Einer der wenigen, die den Schwächeanfall Hempels bemerken, ist Kanonier Kirn, ein Genosse aus seinem Zug. Nachdem er sich ein paarmal nach ihm umgesehen hat, läßt er sich langsam zurückfallen und läuft nun neben ihm. Auch die Kanoniere Rössler und Schädlich, zwei Kameraden aus Hempels Bedienung, gesellen sich wenig später hinzu, bereit, ihrem Ladekanonier zu helfen. Sie muntern ihn auf, ziehen ihn an den Armen mit.

Hempel beißt die Zähne zusammen. Er zwingt sich ein Lächeln ab, gewissermaßen als Ausdruck seiner Freude und des Dankes an die Genossen. Sagen kann er nichts, sein Atem geht zu schwer. Von seiner breiten Stirn rinnt der Schweiß in Bächen. Ich will, ich muß es schaffen, hämmert es in seiner Stirn. Ich bin doch Parteimitglied.

Das Quartett hält den Anschluß an das Feld. Überglücklich fallen sie sich am Ziel in die Arme. Die Stoppuhr zeigt 28 Minuten, also eine gute Zeit. Wer weiß, wie es ausgefallen wäre, wenn . . . Doch daran denkt im Moment niemand. Die Genossen Schulz und Börner, die vier Minuten früher hier waren, haben sich schon etwas verschnauft. Die anderen bleiben noch in Bewegung, damit sie sich nicht erkälten.

Stolz auf ihre Leistung, versuchen Schulz und Börner die Genossen zu beschämen. Börner sagt etwas von „Flaschen". Doch darauf geht keiner richtig ein. Nur Kanonier Albrecht entgegnet ihnen: „Kunststück, wo ihr solche Sportkanonen seid. Aber was nützt das alles? Der letzte ist doch maßgebend für die Batterie."

Börner und Schulz geben ihre Fopperei auf. Jedoch hakt sich das, was Albrecht sagte, bei Schulz fest. Auf dem Rückmarsch zur Unterkunft und auch in den Tagen nach dem Lauf denkt er darüber nach. Wie kann das Albrecht gemeint haben? War es etwa nicht richtig, wie ich mich verhielt? Als FDJ-Sekretär bin ich doch aber verpflichtet, überall mit an der Spitze zu stehen. Das habe ich doch hier bewiesen.

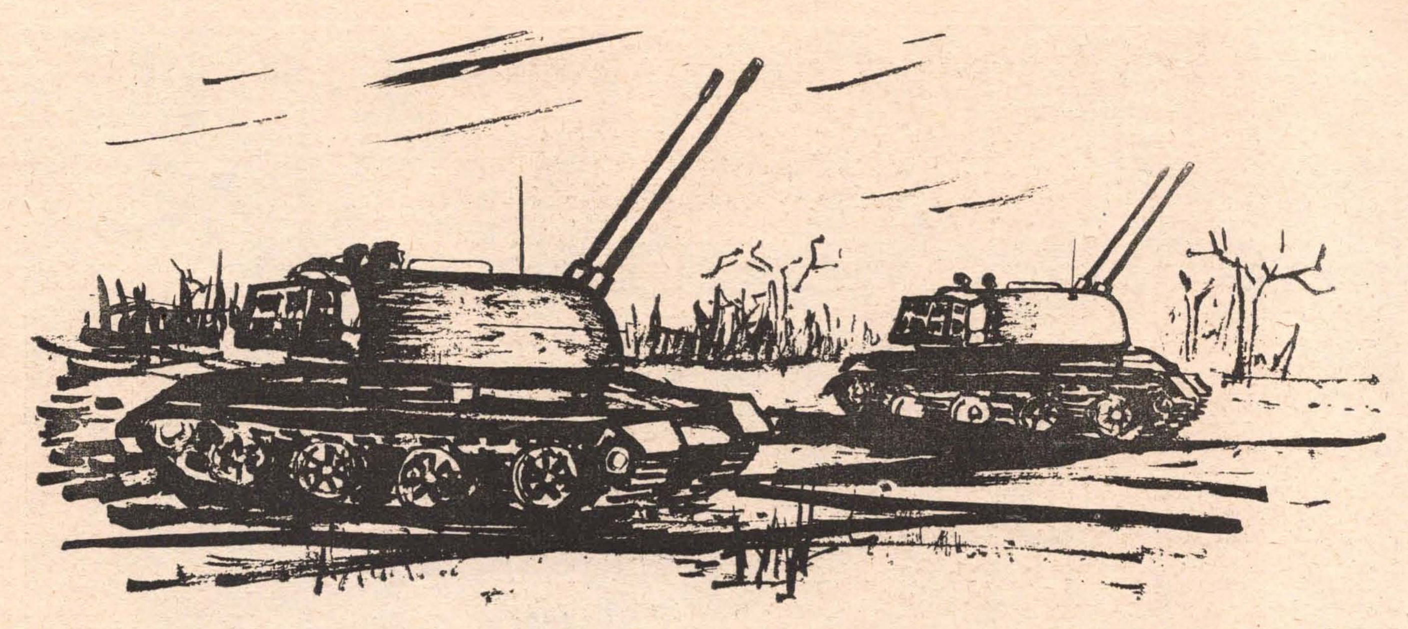
Schulz grübelt und läßt alles nochmal in Gedanken vor sich abrollen. Freilich, ich hätte mit Börner auch vereinbaren können, im Gros der Batterie mitzulaufen. Aber sein Gedanke, die anderen mitzuziehen, indem wir an der Spitze liefen, war doch nicht verkehrt.

Als Schulz eines Tages die Treppe hoch kommt, sieht er im Flur die Losung „Bester ist, wer den Schwächeren hilft". Schön und gut, denkt er, aber man muß auch persönliche Bestleistungen vollbringen, um Bester zu sein. Das gehört dazu wie das Salz zum Brot. Doch halt, schießt es ihm plötzlich durch den Kopf. Der Genosse Albrecht sagte doch etwas von den Letzten. Zielte er damit etwa auf die Hilfe für die Schwächeren? Aber soweit ich beobachtete, kamen doch alle Genossen fast gleichzeitig am Ziel an.

Immer wieder kreisen in Schulz' Kopf diese Gedanken. Aber trotz allen Bemühens, er kommt nicht auf einen klaren Nenner.

Inzwischen ist der Termin der FDJ-Versammlung herangekommen. Im Klubraum der Batterie sind alle Genossen erschienen. Kanonier Schulz leitet die Versammlung Das Kommuniqué des Politbüros über die Jugendarbeit und die Beschlüsse der 7. Tagung des FDJ-Zentralrates stehen zur Debatte. „Jeder FDJler muß aktiv mithelfen, die Erziehungsarbeit zu verbessern und bei allen Genossen das Antlitz des sozialistischen Soldaten auszuprägen", sagt





Illustrationen: Paul Klimpke

Leutnant Franke, der Politstellvertreter, im Referat.
Schulz sitzt neben ihm und bereitet sich in Gedanken darauf vor, die Diskussion zu leiten. Er hat noch nicht viele Versammlungen geführt, deshalb will er sich besondere Mühe geben, damit ihm kein Fehler unterläuft.
Zuerst meldet sich Kanonier Kirn. Er spricht zunächst davon, daß jeder Fehler mit aufdecken muß. Ein wichtiger Punkt sei dabei die Kameradschaft. Und damit kommt er auf den Lauf zu sprechen. Er kritisiert, daß die Genossen Börner und Schulz vorneweg liefen, ohne sich um die zu kümmern, die hinten waren. „Das war unkameradschaftlich von ihnen. Hätten wir dem Genossen Hempel nicht geholfen, dann wäre eine weit schlechtere Zeit für die Batterie herausgekommen."
Weitere Genossen sprechen zum gleichen Thema. Auch sie verurteilen das Verhalten des FDJ-Sekretärs und des Sportorganisators. Keiner nimmt sie in Schutz, weil jeder das gleiche empfindet wie Genosse Kirn.
Auch Unteroffizier Heidrich kritisiert die beiden. Voriges Jahr war er selbst FDJ-Sekretär und hilft jetzt dem Genossen Schulz, sich mit seinen Aufgaben als FDJ-Sekretär zurechtzufinden. „Das Streben der beiden Genossen nach persönlichen Bestleistungen hoch in Ehren", sagt er. „Es wäre jedoch richtiger gewesen, sie wären mit dem Kollektiv gelaufen. Dann hätten sie gemerkt, was hinten mit Hempel los war, und hätten sich um ihn gekümmert. Das ist nun einmal ein sozialistisches Prinzip, gegen das keiner verstoßen darf."
Während die Genossen sprechen, erkennt Genosse Schulz immer deutlicher, was er und Börner falsch gemacht haben. Die Genossen haben recht, gesteht er sich nun ein. Es war falscher Ehrgeiz, den wir gezeigt haben. Es ist ja hier nicht wie im Sport, wo es auf gute Einzelleistungen ankommt. Hier dreht es sich um die Ausbildung, und da ist die Leistung des Kollektivs entscheidend.
Die Genossen brennen schon darauf, wie er reagieren wird. Er nimmt selbst das Wort, schätzt selbstkritisch sein Verhalten ein und gesteht, daß er über seinen Eifer, einmal zu zeigen, was in ihm steckt, nicht an das Kollektiv dachte. „Das wird mir nie wieder vorkommen", schließt er. Und Genosse Börner? Auch er steht auf und anerkennt, was die Genossen zu seinem Verhalten sagten.
Die Versammlung geht weiter. Die Auseinandersetzung mit den Genossen Schulz und Börner war ein ernster Appell an das Ehrgefühl aller Genossen. Jeder hat daraus gelernt, daß seine persönlichen Interessen unmittelbar mit denen des Kollektivs verknüpft sind.
Inwieweit diese Erkenntnis jedem ins Herz gedrungen ist, zeigt sich schon einige Tage später bei einer Übung. Ein Orientierungsmarsch von 10 km nach Karte und Kompaß ist unter der Schutzmaske zu bewältigen und gleich daran anschließend eine SFL-Marschübung mit taktischen Einlagen, bei der wiederum über eine Stunde unter der Schutzmaske gearbeitet wird. Alles verläuft diszipliniert und ohne Ausfälle. Jeder stellt seine Kraft und sein Können in den Dienst des Kollektivs.
Genosse Börner bemüht sich in diesen Tagen darum, seine Arbeit als Sportorganisator verantwortungsbewußter zu verrichten. Genosse Schulz trifft schon die notwendigen Vorbereitungen für das Gruppenforum des Monats über das Wesen der sozialistischen Kameradschaft und wie sie in der Praxis verwirklicht werden kann. Das hat die Mitgliederversammlung beschlossen. Und angesichts der Lage in der Batterie wäre es falsch, diese Maßnahme auf die lange Bank zu schieben.
Aber auch Kanonier Hempel, dem die Kameraden beim 5000-m-Lauf so uneigennützig halfen, ist bestrebt, den Genossen zu zeigen, daß wirklich ein ganzer Kerl in ihm steckt.
Bei der Normenüberprüfung, die über die Zulassung zu dem in wenigen Wochen stattfindenden Gefechtsschießen entscheidet, hat er anscheinend einen schlechten Tag erwischt. Immer schaffte er bisher die Norm für „ausgezeichnet". Aber heute will und will es einfach beim Laden nicht klappen. Ständig verheddert er sich an der Kurbel, mit deren Hilfe die erste Patrone in den Lauf eingeführt wird. Dadurch gehen wertvolle Sekunden verloren. 14 Sekunden? Das reicht nicht. Acht müssen es sein.
„Verschnaufen Sie sich erst ein bißchen", sagt ihm der Zugführer, Oberleutnant Kohla. Auch er kann sich nicht erklären, was mit Hempel heute los ist. Ist er zu aufgeregt? Wahrscheinlich.
Doch Hempel läßt nicht locker. Er will es schaffen. „Nein, nein, gleich noch mal", sagt er schnaufend. Daß die Knöchel seiner rechten Hand schon bluten, weil er damit beim Kurbeln aneckte, beachtet er gar nicht. Die Kameraden versuchen, ihn zu beruhigen. Aber er drängt darauf, weiter zu trainieren.
Erneutes Kommando: „Laden!" Die Stoppuhr läuft. Mit schnellen Griffen wuchtet Hempel die Patronen in die Mehrladeeinrichtung, betätigt die Kurbel. „Fertig!" meldet er. Der Zugführer blickt von der Stoppuhr auf und lacht „Acht Sekunden", sagt er. Und noch im gleichen Moment schnappen die herumstehenden Genossen ihren Kameraden Hempel, ziehen ihn von seinem Kampfplatz hoch und schütteln ihm kräftig die Hand.
„Na, siehst du", sagt Kanonier Rössler mit lachendem Gesicht, „nun hast du es auch geschafft."
Die Freude der Genossen kommt aus dem Herzen. Nicht nur über den Genossen Hempel, sondern vor allem darüber, daß ihre Batterie zum Gefechtsschießen fahren wird. Auch dort wollen sie beweisen, welche Kraft in ihrem Kollektiv steckt. Höchstleistungen in der Kampfausbildung zu vollbringen, wie es das Parteiaktiv der Nationalen Volksarmee verlangt, dazu sind alle Angehörigen der Batterie Höfer jederzeit bereit.

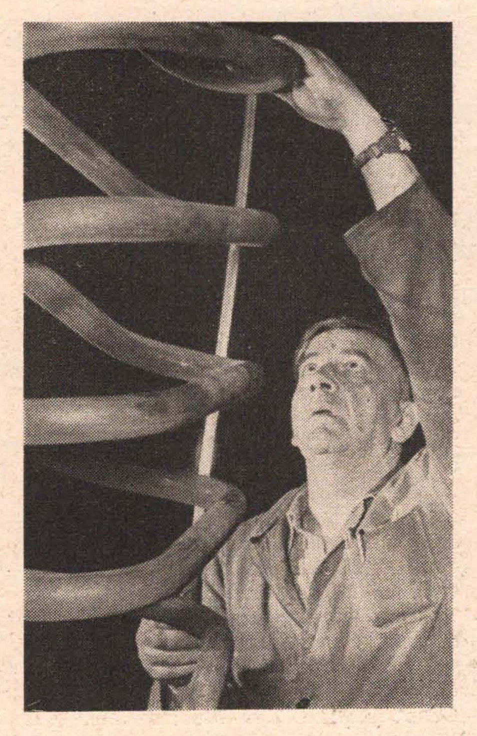
Denn fünf Finger sind eine Faust

Unsere Reporter
GERHARD BERCHERT
und ERNST GEBAUER (Bild)
sprachen
mit Kampfgruppenangehörigen
im VEB
Waggonbau Ammendorf



1) Genosse Willi Troschke, 33 Jahre, Anstreicher:

„Nachdem ich 1959 meinen Ehrendienst in der Deutschen Volkspolizei beendet hatte und hier im Waggonbau anfing, war es für mich sofort klar, daß ich der Kampfgruppe beitreten würde. Ich war vorher Unterleutnant und Ausbilder in einer VP-Bereitschaft. Mein Ziel ist, die während meiner Dienstzeit gewonnenen Erfahrungen und Kenntnisse in Waffenkunde, Topografie und Taktik an die anderen Genossen der Kampfgruppe weiterzugeben. Natürlich muß und will ich diese Kenntnisse ständig weiter vervollkommnen."

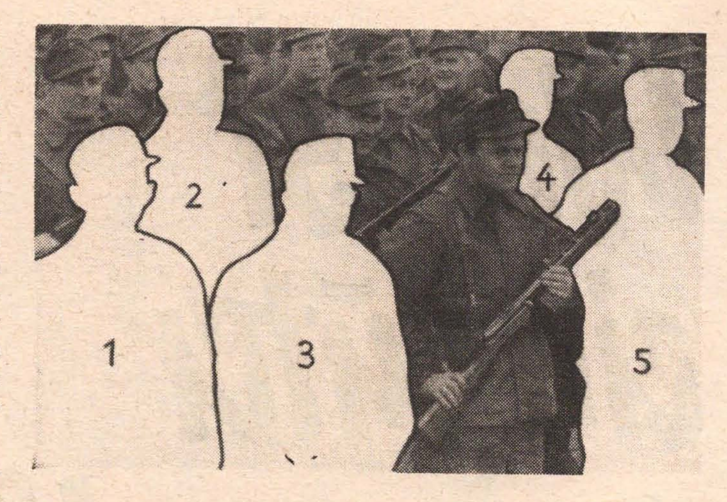


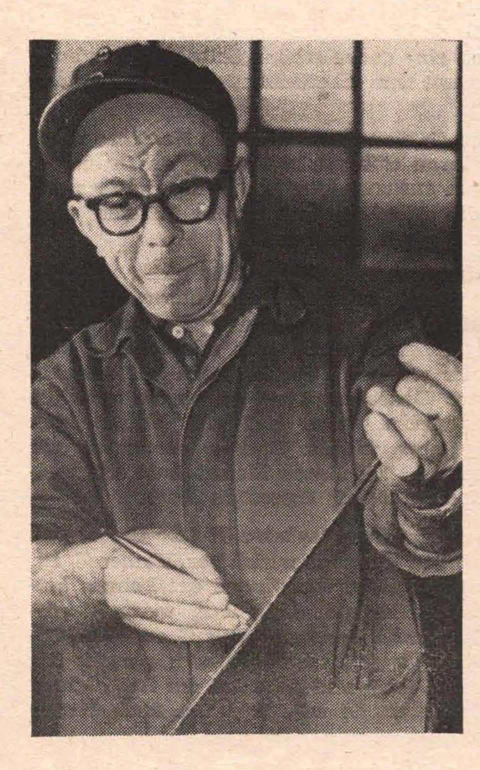
2) Genosse Fritz Knopf, 59 Jahre, Gütekontrolleur in der Schmiede:

„Ich lernte beizeiten, daß die Arbeiterklasse auch im Waffenhandwerk geübt sein muß. 1921 hatte ich gerade als Schlosser ausgelernt und kam auf der Walze nach Halle, wo ich miterleben mußte, wie die Sipo und die Reichswehr viehisch hausten. Sofort habe ich mich anderen Arbeitern angeschlossen, nahm am Sturm auf die Post teil und kämpfte vier Tage und Nächte bei der Brücke am Rosengarten. Später trat ich dem RFB bei. Auch heute fühle ich mich jung genug, beim Schutz unserer Betriebe mitzuwirken."

Fünf Arbeiter unterschiedlicher Berufe und unterschiedlichen Alters stellen wir auf diesen beiden Seiten vor. Fünf verschiedene Menschen mit fünf verschiedenen Entwicklungswegen, Neigungen und Zukunftsplänen. Eines ist jedoch ihnen allen gemeinsam: Die Liebe zu unserer sozialistischen Heimat, die Verbundenheit mit ihrem Betrieb und die grundlegende Erkenntnis, daß es nötig ist, die Heimat und den Betrieb vor dem drohenden Zugriff der davongejagten ehemaligen Ausbeuter und ihrer militaristischen Handlanger zu bewahren. Deshalb gehören sie alle fünf der Kampfgruppe ihres Betriebes an, und deshalb streben sie nicht nur nach hohen Produktionsleistungen, sondern auch nach guten Ergebnissen in der Kampfgruppenausbildung.

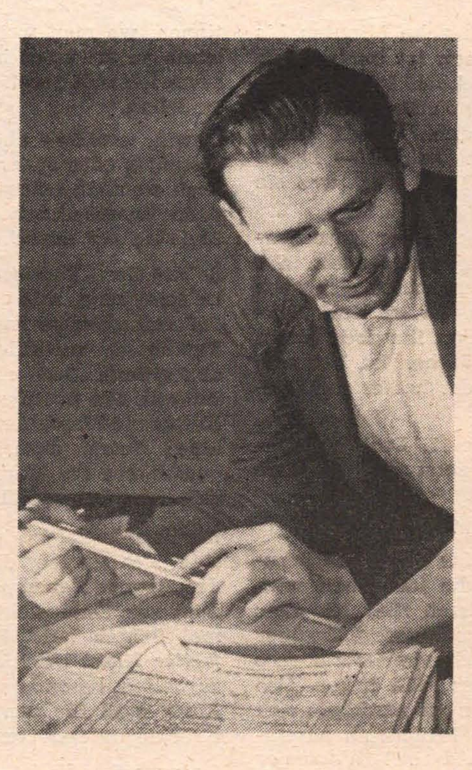
Am 19. März trafen wir sie auf dem historischen Gänseanger von Kröllwitz bei Leuna, als sie, gemeinsam mit Zehntausenden von Bürgern unserer Republik, die Gefallenen der Märzkämpfe von 1921 ehrten. „Ihr seid nicht umsonst gefallen", war in den Gesichtern der Kämpfer zu lesen. „Heute gehören uns, den Arbeitern, ein für allemal die Werke und Gruben, die Ihr damals gegen die Reaktion verteidigt habt."
Mancher der Anwesenden mag in Gedanken eine ähnliche Schlußfolgerung gezogen haben, wie sie wenig später von Walter Ulbricht bei seiner Rückkehr von der Tagung des Politischen Beratenden Ausschusses des Warschauer Vertrages ausgesprochen wurde: „Es ist... die erste und vorrangige Aufgabe, alle Sicherungen sowohl gegen ökonomische als auch gegen alle anderen Störmaßnahmen von seiten der westdeutschen Militaristen zu treffen..." Und wenn am 1. Mai die Arbeiter aller Länder gegen imperialistische Kriegstreiber, Ausbeuter und Kolonialisten demonstrieren, dann sind unter ihnen auch die klassenbewußten Arbeiter der Deutschen Demokratischen Republik, die ihre Zukunft fest in die eigenen Hände genommen haben und sie auch gemeinsam zu schützen wissen — getreu den Worten Ernst Thälmanns: „Jeder einzelne Finger läßt sich brechen; doch fünf Finger, das ist eine Faust!"





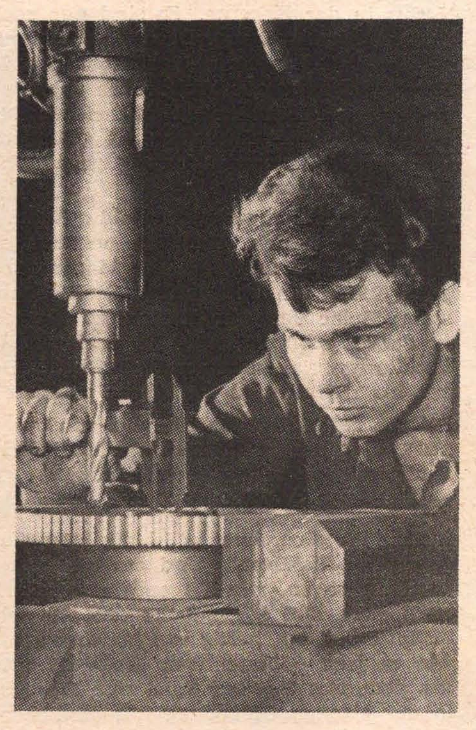
3) Genosse Otto Ringwald, 59 Jahre, Betriebsglaser, mehrfacher Aktivist:

„Im letzten Krieg mußte ich das Gewehr für eine schlechte Sache in die Hand nehmen. Das ist jetzt für immer vorbei. Heute arbeiten und kämpfen wir für uns, und das Gewehr ist in unseren Händen zu einem Instrument des Friedens geworden. Auch die Armee ist jetzt unsere Armee. Ich bin stolz darauf, daß einer meiner Söhne als Leutnant bei der Volksmarine diente, ein anderer bei der Deutschen Grenzpolizei ist und zwei Schwiegersöhne den Schutzorganen der Deutschen Demokratischen Republik angehören."



4) Genosse Werner Götze, 38 Jahre, Ingenieur, Abteilungsleiter:

„Als ich im Jahre 1950 aus der Westzone in die Deutsche Demokratische Republik kam, begann für mich ein neues Leben. Drüben hatte ich bei sehr ungewissen Zukunftsaussichten als Bergmann schwer schuften müssen. Hier in der DDR erhielt ich die Gelegenheit, mich im Abendstudium zum Ingenieur zu qualifizieren. Mit großer Besorgnis habe ich beobachtet, wie in Westdeutschland ein immer stärkerer Kriegskurs gesteuert wird. Deshalb bin ich auch fest entschlossen, meinen Staat, der mich etwas werden ließ, zu schützen."



5) Genosse Lothar Herold, 18 Jahre, Schlosser:

„Eigentlich hatte ich mich ja zur Nationalen Volksarmee gemeldet; aber wegen eines Augenfehlers wurde ich nicht eingestellt. Da habe ich mir gesagt, wenn es so nicht geht, geht es anders und bin Anfang dieses Jahres in die Kampfgruppe eingetreten. Ich will den anderen Jugendfreunden des Betriebes, die jetzt Soldat sind, nicht nachstehen, wenn es um den Schutz unserer Republik geht. Ansonsten habe ich vor, noch einen E-Schweißerlehrgang mitzumachen, dann die Mittlere Reife abzulegen und einen zweiten Beruf zu erlernen."

Wer ist ein guter Kamerad?



Nachts in der Kaserne. Es sind nur noch zehn Minuten bis zum Stubendurchgang. Doch Karl Baumann ist immer noch nicht vom Stadtausgang zurückgekehrt. Schnell formen seine Zimmergenossen aus Wolldecken eine Puppe. Dann wird gemeldet: „Stube 17 belegt mit sieben Mann. Sieben Mann anwesend!" Die Täuschung ist gelungen. Jedoch — haben Baumanns Kameraden richtig gehandelt? Ist das, was sie taten, Kameradschaft?

Zur gleichen Zeit steht der Soldat Kramer an der Kasernenmauer auf Posten. Plötzlich bemerkt er eine Gestalt. Sie bleibt einen Moment auf der Mauer sitzen, schaut sich nach allen Seiten um und springt dann hinab. Es ist Karl Baumann. Seine Versuche, Kramer zu überreden, ihn doch laufen zu lassen, schlagen fehl. Er muß zur Wache. Ist Kramers Handlungsweise unkameradschaftlich? Oder hat er recht getan, als er Baumann der Wache zuführte?

All das beschäftigt die Soldaten von Stube 17. Doch die Meinungen gehen weit auseinander. Und erst die folgende Truppenübung bringt eine Klärung ...

Dieser Konflikt kommt Ihnen bekannt vor?

Glaube ich gern, denn es ist die kurzgefaßte Fabel des Fernsehspiels „Manöver". Und deshalb brauche ich Ihnen auch nicht zu sagen, wie sie endete. Das wissen Sie. Ich aber weiß auch, daß Sie und Sie und Sie sehr angeregt darüber diskutiert haben, heftig und leidenschaftlich, vielleicht ebenso wie es jene Soldaten von Stube 17 taten. Sie haben also aus dem, was hier nur Spiel war, Anregungen geschöpft, sich in der eigenen Umgebung mit ähnlichen Problemen auseinanderzusetzen. Und da es gilt, wie *Admiral Waldemar Verner* vor dem kürzlich beendeten Parteiaktiv der Nationalen Volksarmee sagte, „das Wesen einer wahren sozialistischen Kameradschaft in den Einheiten zu klären und ins Leben umzusetzen", will die heutige Umfrage das gleiche.

Stürzen wir uns also ins Kampfgetümmel.

Kanonier Horst Wolter (19) mißt die Kameradschaft gewissermaßen mit einer halben Zigarettenlänge, wenn er den Standpunkt vertritt: „Ein guter Kamerad muß durch dick und dünn mit mir gehen und bereit sein, auch die letzte Zigarette mit mir zu teilen." Die gleiche nikotingeplagte Raucherseele spricht auch aus den Worten des *Gefreiten Lutz Nowotny (19)*, mit denen er seinem Vorredner unterstützend zur Seite steht. „Schließlich", so argumentiert er, „kostet es doch in Situationen, wo man weiß, daß auf unbestimmte Zeit kein Nachschub zu erwarten ist, eine ganze schöne Selbstüberwindung, seine letzte Zigarette mit dem danebenliegenden Kameraden zu teilen."

Gewiß, gewiß — aber ob sich darin nun die Kameradschaft erschöpft oder sogar ihren Höhepunkt erreicht, das wage ich doch ziemlich energisch anzuzweifeln. Schließlich, müssen wir denn ausgerechnet das Eingehen auf unsere „Laster" zum Maßstab für ethische Begriffe erheben?

Soldat Gerd Tschötschel (20) tut es jedenfalls nicht, wie sein Beispiel zeigt, mit dem er aufwartet: „Nach unserem letzten Gefechtsschießen mußten wir noch eine lange Strecke im Fußmarsch zurücklegen. Alle waren wir schon müde und abgespannt. Doch einer munterte den anderen auf und riß ihn mit. Die kräftigsten Genossen unter uns übernahmen die Kompanie-Maschinengewehre, ohne daß die Vorgesetzten einen Befehl dazu gegeben hätten. Und so erreichten wir geschlossen das Marschziel. Bei diesem Marsch habe ich deutlich verspürt, was Kameradschaft eigentlich heißt."

Daran anknüpfend bemerkt *Unterleutnant Walter Brosemann (24)*: „Ich glaube, daß nur der ein wirklicher Kamerad ist, der seinem Nebenmann in allen Situationen des Lebens helfend zur Seite steht und ihn nie allein läßt, wenn er einmal Sorgen hat." Es kommt demnach darauf an, wie *Gefreiter Klaus-Ullrich Apolke (19)* resümiert, sich „gegenseitig zu helfen, besonders im Dienst und während der Ausbildung. Einer muß für den anderen da sein und ihn nach besten Kräften unterstützen."

Gegenseitige Hilfe — nichts dagegen einzuwenden. Aber wie muß sie aussehen, wovon muß sie getragen sein, welchen Inhalt, welches Ziel muß sie haben?

„Hilfe und Hilfe ist nämlich zweierlei", meint *Offiziersschüler Peter Stephan (20)*. „Eine Zeitlang war es bei uns gang und gäbe, bei Klausurarbeiten voneinander mehr oder weniger gekonnt abzuschreiben. Und derjenige, der es seinem Nachbarn bereitwillig erlaubte, ab und zu mal auf seine Arbeit zu schielen, galt als guter Kamerad, als dufter Kumpel. In Wirklichkeit liegt die Sache aber ganz anders. Dadurch, daß ich abschreiben lasse, gestatte ich es doch dem Genossen neben mir, sich auf fremde Kosten eine Note zu ergattern, die ihm wissensmäßig gar nicht zusteht. Ich helfe ihm also nicht, besser und erfolgreicher zu lernen, sondern stärke sein

Phlegma und seine Faulheit.“ *Stabsgefreiter Jochen Heim (19)* setzt den Gedanken fort, wenn er erklärt: „Gegenseitige Hilfe, das kann nur heißen, daß ich einem schwächeren Genossen meine Arbeitsmethoden, meine Erfahrungen und meine Kenntnisse übermittle, damit er die gleiche Qualifikation erreicht wie ich und seine militärischen Pflichten bis aufs I-Tüpfelchen erfüllen kann. Die Hilfe muß der persönlichen Entwicklung des einzelnen Genossen dienen, die sich dann wiederum in einer höheren Qualität des ganzen Kollektivs niederschlägt.“

Von guten Beispielen dieser Art wissen folgende Genossen zu berichten:

Matrose Wolfgang Schenk (19): „In meinem Gefechtsabschnitt schätze ich besonders den Obermatrosen Willimowski, ohne dessen Hilfe ich nie so schnell in meine Aufgaben hineingewachsen wäre.“

Funker Kurt Albrecht (18): „Ich bereite mich momentan darauf vor, die Funkqualifikation III zu erwerben. Abend für Abend unterstützt mich dabei der Genosse Schreiber. Er ist ein ‚alter Hase‘ und hat mir schon viel beigebracht. Mit seiner Hilfe werde ich es bestimmt schaffen, vor allem, weil er mir viel Selbstvertrauen gibt.“

Gefreiter Jürgen Mach (19): „Vor kurzem hatte ich familiäre Schwierigkeiten, über die ich hier nicht sprechen möchte. Ich wußte weder ein noch aus. Schließlich ging ich zu meinem Kompaniechef, Oberleutnant Berger. Er nahm sich an einem Wochenende frei und fuhr mit mir zu meinen Eltern. Durch sein Eingreifen konnte die Angelegenheit geklärt werden. Dafür bin ich ihm sehr dankbar. Er ist wirklich ein guter Kamerad und feiner Offizier.“

Apropos Offizier.

Manche Genossen, mit denen ich sprach, waren im ersten Augenblick ein wenig ratlos, als ich sie fragte, ob sich das Kameradschaftsverhältnis auch auf das Verhältnis Offizier — Soldat erstrecke.

„Da gibt's im Grunde genommen gar keine Frage“, antwortet *Stabsgefreiter Herbert Wollschläger (20).* „Der Offizier oder General ist doch ebenso ein Arbeiter oder Bauer in Uniform wie der Soldat. Ich bin Maschinenschlosser von Beruf. Mein Zugführer ist Maurer, mein Kompaniechef Feinmechaniker, unser Minister Metallarbeiter. Es steht also nichts zwischen uns, wir sind Klassenbrüder und kämpfen für eine gemeinsame Sache. Sieg und Schutz des Sozialismus ist genauso meine Angelegenheit wie die meines Zugführers, meines Kompaniechefs oder unseres Ministers. Und deshalb ist nicht nur der einfache Soldat im Glied neben mir oder auf der Stube mein Kamerad, sondern auch jeder Offizier und General. Ich glaube, das muß jeder verstehen, weil es ganz einfach zu verstehen ist.“

Was es für den Vorgesetzten heißt, in der täglichen Praxis Kamerad des Soldaten zu sein, drückt *Unteroffizier Gottfried Heidrich (21)* wie folgt aus: „Er muß ständig helfen und unterstützen, alle Belange der Soldaten ernst nehmen und sie zu klären versuchen. Sehr wichtig ist, daß er sich Autorität und Achtung seiner Soldaten sichert, denn erst dann wird der Vorgesetzte das Vertrauen genießen, welches notwendig ist, um immer als wirklicher Kamerad seiner Untergebenen zu wirken. Er muß in allen Fragen beispielhaft vorangehen und besonders die verschiedenen Charaktere seiner Genossen studieren. Ein jeder muß anders behandelt werden; doch für jeden muß er das richtige Wort, die richtige Erziehungsmethode finden.“

Das dazu.

Doch vielleicht kommen wir jetzt noch einmal auf das eingangs erwähnte Fernsehspiel zurück. *Stabsgefreiter Wolfhard Pätzold (21)* hat nämlich etwas dazu zu sagen: „Was die Soldaten von Stube 17 gemacht haben, war ein ausgemachter Betrug, eine ganz bewußte Irreführung ihrer Vorgesetzten. Sie haben doch wissentlich und mit voller Absicht gelogen. Menschen aber, die unehrlich sind, können niemals wahre Kameraden sein. Kameradschaft und Lug und Betrug passen nicht unter einen Hut, nie und nimmer!“

„Als allgemeine Regel betrachtet, vollkommen einverstanden“, entgegnet *Flieger Manfred Bauer (18).* „Aber so wie jede Regel ihre Ausnahme hat, ist es auch hier. Unter gewissen Umständen ist eine kleine Notlüge meines Erachtens durchaus erlaubt.“

Meint er — und was meint der Kraftfahrer *Gefreiter Fritz Köhler (19)?*

„Bei leichten Sachen würde ich nicht ‚petzen‘. Ja, ich würde meinem Kameraden — nicht jedem, selbstverständlich! — auch mal helfen, Ausgang zu bekommen, wenn ich Wache und er keine Genehmigung zum Verlassen des Objektes hätte. Gründe, die mich dazu veranlassen könnten, wären: Wenn seine Freundin oder seine Eltern plötzlich von auswärts kommen oder er schnell etwas Dringendes einkaufen will. Für einen Kameraden, der mir vertraut und auch mein Vertrauen achtet, würde ich mich, wenn's 'rauskommt, sogar bestrafen lassen.“

„Na, dann ‚Gute Nacht!‘, wenn solch ein Soldat Posten steht“, meint *Unteroffizier Fritz Bader (20).* „Diese Einstellung hat ja nun absolut nichts mit Kameradschaft zu tun. Damit wird doch ganz genau ein schweres Vergehen gedeckt. Was ist, wenn plötzlich Alarm gegeben wird und ein Soldat fehlt? Kein Mensch weiß, wo er ist. Und die Gefechtsbereitschaft der Einheit ist nicht gesichert.“ „Und außerdem“, ergänzt *Soldat Lothar Schütz (18),* „wenn die Angelegenheit mit dem Ausgang wirklich so brandeilig und wichtig ist — warum

Unsere aktuelle Umfrage

WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! WER VIEL FRAGT, KRIEGT VIELE ANTWORTEN! ...

wendet sich der Genosse nicht an seinen Vorgesetzten oder den OvD? Besteht sein Wunsch, das Objekt schnell einmal für kurze Zeit verlassen zu können, zu Recht, dann wird ihm wohl kaum einer Hindernisse in den Weg legen.“

„Genauso wie die ‚Puppenszene‘ im ‚Manöver‘ ist auch dieses Verhalten eine falsch verstandene Kameradschaft“, sagt *Ilona Richter (Bild),* weibliche Hauptdarstellerin des genannten Fernsehspiels. „So geht es doch nicht. Wer eine schlechte, unerlaubte Handlung deckt, macht sich zum Mitschuldigen. Er versündigt sich am Kollektiv, an seinem Kameraden und letzten Endes auch an sich selbst.“

Den Kern der Sache treffen aber vor allem die Genossen des Funktrupps Bode — *Gefreiter Raimar Lindner (20), Gefreiter Bernd Hindenburg (19) und Gefreiter Karl Heinz Hobigk (19)* — mit den Worten: „Kamerad, das kann nur der sein, der dem anderen stets helfend zur Seite steht und mit ihm den richtigen Weg geht, ihn vor falschen Entscheidungen bewahrt, auch wenn das mit harten Auseinandersetzungen verbunden ist. Kamerad sein, heißt nicht, bedingungslos mit allem einverstanden sein, was der andere tut oder eventuell auch nicht tut. Von einem echten Kameraden erwarten wir, daß er uns — wenn notwendig — auch mal anständig den Kopf wäscht, selbst wenn dabei ein paar Haare flötengehen.“ „Die Kameradschaft“, so erklärt *Generalmajor Artur Kunath,* „ist unter unseren gesellschaftlichen Verhältnissen der Ausdruck des sozialistischen Gemeinschaftsgeistes. Das heißt, der gemeinsamen Idee der Verteidigung und des Kampfes um den Sieg des Sozialismus die persönlichen Interessen ein- und unterzuordnen.“

Damit, liebe Leser, darf ich mich wieder einmal von Ihnen verabschieden und Sie im Juni zur nächsten Umfrage einladen.

Ihr

K. H. Freitag



Tornisterflammenwerfer der Chinesischen Volksbefreiungsarmee im Einsatz. Fotos: Archiv

HAUPTMANN JÜRGENS

Flammen über dem Gefechtsfeld

Wieder und wieder bellt ein Maschinengewehr aus dem Keller der Ruine des Eckhauses, zwingen peitschende MG-Garben die Angreifer zu Boden. Der Angriff scheint ins Stocken zu geraten, da schießt plötzlich ein Flammenstrahl aus der gegenüberliegenden Ruine, schlägt in die Schießscharte und bringt das MG-Nest zum Schweigen.

Die Waffe, die hier den angreifenden Truppen den Weg bahnte, war ein Flammenwerfer.

Flammenwerfer — das sind Geräte, mit denen, wie schon der Name sagt, Flammenstrahlen auf bestimmte Ziele „geworfen" werden können.

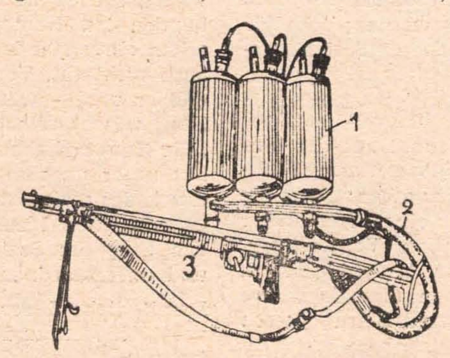
Betrachten wir kurz die Geschichte dieser Waffe.

Die starke demoralisierende und vernichtende Wirkung des Feuers wurde schon im Altertum erkannt und auch in Kriegen ausgenutzt. Bereits im frühen Mittelalter war das griechische Feuer (eine Mischung aus Pech, Schwefel, Öl, gebranntem Kalk und Salpeter) eine gefürchtete Waffe, die hauptsächlich in Seegefechten eingesetzt wurde. Die byzantinischen Kaiser bedienten sich einer ähnlichen Brandmischung und hielten sie fast vierhundert Jahre hindurch geheim.

In der Neuzeit wurden zahlreiche Brandstoffe geschaffen. Gleichzeitig damit wurden auch eine ganze Reihe von Anwendungsmöglichkeiten entwickelt. So wurden z. B. schon im ersten Weltkrieg alle Munitionsarten, angefangen von den Gewehrpatronen und Handgranaten bis zu den Minen und Fliegerbomben mit Brandstoffen gefüllt. Ein spezielles Kampfmittel, in dem Brandstoffe bzw. Gemische verwendet werden, sind Flammenwerfer.

Der Übergang von den primitiven Mitteln zu neueren Flammenwerferkonstruktionen läßt sich erst seit den Kriegen in diesem Jahrhundert verfolgen.

Vor dem ersten Weltkrieg besaßen alle größeren Armeen, wie z. B. Österreich, Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Italien, Japan und die Vereinigten Staaten, Flammenwerfer eigener Konstruktion. An der Entwicklung geeigneter Konstruktionen waren besonders die großen Erdölgesellschaften interessiert, denn der Verbrauch von Erdölprodukten durch die Flammenwerfer-Einheiten ist selbst in Friedenszeiten verhältnismäßig hoch.



Tornisterflammenwerfer — 1 — Behältersystem, 2 — Verbindungsschlauch, 3 — Werfereinrichtung.

Wie funktioniert ein Flammenwerfer?

Um eine allgemeine Vorstellung über das Funktionsprinzip zu erhalten, kann man die Flammenwerfer mit den üblichen Feuerlöschern vergleichen. Wenn auch die derzeitigen Flammenwerfer verhältnismäßig kompliziert sind, so sind doch ihre grundsätzlichen Bestandteile denen der allgemein bekannten Feuerlöscher ähnlich. Jeder Flammenwerfer besteht im allgemeinen aus dem Behälter für das Flammenwerfergemisch, der Druckeinrichtung, durch die das Gemisch herausgeschleudert wird, der Abzugseinrichtung und der Düse. Alle weiteren Teile des Flammenwerfers sind Spezialeinrichtungen und davon abhängig, was für ein Brandstoff oder Gemisch verwendet wird und für welche taktischen Aufgaben der Flammenwerfer vorgesehen ist.

Soll z. B. ein Gemisch oder Brandmittel verwendet werden, das sich nicht selbst entzündet, so kommt als weitere Konstruk-

tionseinheit die Zündeinrichtung hinzu. Handelt es sich um einen transportablen oder Tornister-Flammenwerfer, so muß er der Transportart angepaßt werden, d. h. mit Tragevorrichtungen ausgestattet werden usw.

Die Flammenwerfer arbeiten im Prinzip wie folgt:

Bei Betätigung der Abzugseinrichtung wird das Flammenwerfergemisch durch Preßluft oder eine Pulverladung aus dem Behälter herausgeschleudert und durch die an der Werfereinrichtung befindliche Düse gepreßt. Der Flammenstrahl kann mit Hilfe der Werfereinrichtung in eine beliebige Richtung gelenkt werden.

Abhängig von der Art des verwendeten Brandmittels oder Gemisches wird es entweder vor der Düse entzündet, oder es entzündet sich während des Fluges oder beim Aufprall auf das Ziel selbst.

Charakteristisch für den Flammenstrahl ist der verhältnismäßig große Wirkungskreis. Die allgemein verwendeten Flammengemische haben gewöhnlich eine Brenntemperatur von 1000 bis 1100 °C. Der Streustrahl bedeckt eine bestimmte Fläche. Dabei wird auch der Gegner in Mitleidenschaft gezogen, der nicht von dem direkten Strahl getroffen wurde, aber in der Wirkungszone liegt. In geschlossenen Räumen (Verteidigungsanlagen usw.) ist die Hitzeeinwirkung viel größer. Hinzu kommt noch, daß der Sauerstoffgehalt der Luft im Raum sofort wesentlich absinkt. Inwieweit technische Kampfmittel durch Flammenwerfer beschädigt werden, ist abhängig von dem Material, aus dem das betreffende Kampfmittel hergestellt ist.

Bei Transportfahrzeugen sind vor allem die Reifen, einige Karosserieteile, die Elektroeinrichtung und der Treibstoff leicht entzündbar.

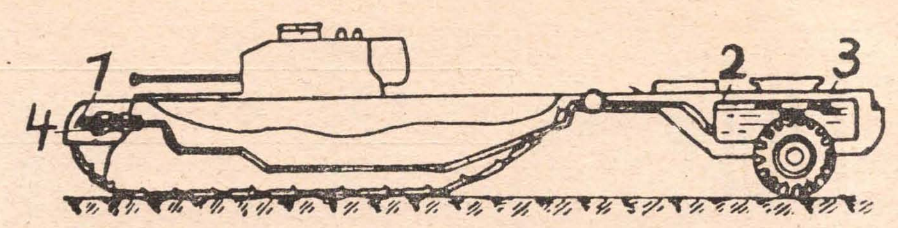
Werden Panzer durch Flammenwerfer bekämpft, so wird die Besatzung gewöhnlich durch den Flammenstrahl geblendet, und der Panzer wird somit zu einem leicht zu bekämpfenden Ziel für die panzerbrechenden Waffen. Dabei ist es jedoch auch möglich, daß das Flammenwerfergemisch in den Innenraum eindringt und eine Explosion des Treibstoffes und der Munition verursacht.

Ein wesentlicher Nachteil der Flammenwerfer ist ihre verhältnismäßig geringe Reichweite im Vergleich zu denen der anderen Waffen, die für ähnliche Gefechtsaufgaben bestimmt sind.

Die effektive Reichweite des Flammenstrahls ist abhängig von der Konstruktion des Flammenwerfers (Düsendurchschnitt, Austrittsgeschwindigkeit der Brennflüssigkeit usw.), von den physikalischen und chemischen Eigenschaften des Brandmittels (Zähigkeit, spezifisches Gewicht, Oberflächenspannung, Vollkommenheitsgrad des Flammenstrahls während des Fluges) und von den atmosphärischen Bedingungen (Windstärke und -richtung, Temperatur usw.) beim Einsatz.

Die wirksame Schußweite, bei der eine ausreichende Gefechtswirkung erzielt wird, beträgt etwa 60 bis 90 Prozent der maximalen Reichweite. Tornisterflammenwerfer haben im allgemeinen eine wirksame Reichweite von 20 bis 50 m, während sie bei schweren Geräten bis zu 150 m beträgt. Für die Reichweite sowie für die moralische und vernichtende Wirkung haben die Art und die Qualität des Brandmittels bzw. Gemisches eine große Bedeutung.

An Flammenwerfergemische werden hohe Anforderungen gestellt. Sie sollen eine hohe Zähflüssigkeit, ein hohes spezifisches Gewicht und eine hohe Brenntemperatur haben, leicht entzündbar sein, gut haften und dennoch über gute Sicherheitseigenschaften verfügen, damit das bekämpfte Objekt schnell in Brand gesetzt wird.



Britischer Panzerflammenwerfer „Krokodil" — 1 — Düse, 2 — Behälter für Flammenwerfergemisch (1800 l), 3 — Preßluftflaschen, 4 — benzin-elektrischer Zünder. Die Flammenwerfereinrichtung ist in dem Panzer „Churchill VII" und in einem gepanzerten Hänger eingebaut.

Da die einzelnen Brandmittel nicht alle geforderten Eigenschaften oder zumindest nur in ungenügendem Maß besitzen, werden verschiedene Benzine z. B. durch Tonseifen und andere Mittel verdickt. Diese Gemische werden im allgemeinen unter der Bezeichnung „verdickte" Flammenwerfergemische zusammengefaßt. Zu den verdickten Gemischen gehört z. B. auch das allgemein bekannte Napalm.

Der Verdickungsgrad der Gemische richtet sich nach dem Typ des Flammenwerfers und der Lufttemperatur in der Zeit des Einsatzes. Da man mit verdickten Gemischen größere Reichweiten erzielt, werden sie in allen Armeen in immer größerem Umfang verwendet. Um höhere Brenntemperaturen zu erreichen, werden den Gemischen verschiedene Chemikalien, wie z. B. Magnesium mit Kohlenstoffzusatz, und Oxidationsmittel zugesetzt.

Als unverdickte Flammenwerfergemische werden Brandstoffe oder Gemische aus Kohlenwasserstoffen und Ölen verwendet. Diese Gemische können aus Benzol, Benzin, Petroleum, Dieselkraftstoff, Erdöl usw. hergestellt werden. Der Nachteil der unverdickten Flammenwerfergemische besteht jedoch darin, daß mit ihnen wesentlich geringere Reichweiten erzielt werden als mit den verdickten. Außerdem verbrennen diese Brandstoffe oder Gemische häufig schon während des Fluges.

Der Flammenstrahl weitet sich bei unverdickten Flammenwerfergemischen vor der Düse zu einem breiten Kegel aus. Die dabei entstehende Brenntemperatur ist in einer Zeiteinheit sehr viel höher als bei verdickten Flammenwerfergemischen. Unverdickte Flammenwerfergemische haben eine größere moralische Wirkung auf den Gegner.

Außer verdickten und unverdickten Flammenwerfergemischen wurden in der Vergangenheit auch selbstentzündliche Gemische verwendet, die wahrscheinlich auch in Zukunft Verwendung finden werden.

Gute Gefechtseigenschaften haben z. B. Phosphorlösungen in Leuchtöl oder in Schwefelkohlenstoff unter Zusatz anderer Brandstoffe und eine Emulsion von Alkalimetallen, die in Benzin angesetzt werden. Da sich diese Gemische gewöhnlich bei Lufteinwirkung entzünden, bleibt das Ausmaß ihrer Anwendung ziemlich eng begrenzt.

In der Zeit von der Vorbereitung des zweiten Weltkrieges bis zur Gegenwart wurden zahlreiche neue Flammenwerfertypen entwickelt. Nach ihrem taktischen Verwendungszweck kennen wir folgende Gruppen von Flammenwerfern:

Die erste Hauptgruppe sind die **Stationären Flammenwerfer**, die hauptsächlich für den Einsatz in der Verteidigung vorgesehen sind. Zu dieser Gruppe gehören:

a) **Sprengflammenwerfer** — die gewöhnlich vor den Stellungen eingebaut und im geeigneten Augenblick gezündet werden; sie dienen hauptsächlich zur Demoralisierung des angreifenden Gegners;

b) **Grabenflammenwerfer** — die in ständigen Befestigungsanlagen eingebaut sind (bei diesen Flammenwerfern handelt es sich gewöhnlich um große Einrichtungen). *(Fortsetzung auf Seite 301)*


Polnische Pioniere beim Vorgehen mit Tornisterflammenwerfern durch „verseuchtes" Gelände.

ZUM TAG DER BEFREIUNG

Der eintausendvierhundertzehnte Tag

Am Morgen des ersten Mai 1945 — es war der eintausendvierhundertzehnte Tag des Krieges — wurde im Heeresbericht des sowjetischen Informationsbüros mitgeteilt, daß auf dem Gebäude des Reichstages im Zentrum Berlins die sowjetische Siegesfahne aufgepflanzt worden sei. Wenige nur wissen, daß der Kampf um den Reichstag dann noch zwei Tage und zwei Nächte währte. Der sowjetische Frontberichterstatter Wassilij Subbotin schildert einige Episoden aus jenen Tagen.

Das graue Gebäude

Bei Tagesanbruch gingen alle Kämpfer, die sich im „Haus Himmlers" befanden, an die Kellerfenster, um den Reichstag zu sehen. Doch sie sahen nichts, irgendein graues Gebäude versperrte die Aussicht. Auch Neustroew schaute über das Fensterbrett hinaus nach oben – die Fenster befanden sich in Augenhöhe. Es war nicht viel, was er da sah. Rechts kahle, dunkle Bäume im Park. Aprilfeuchte lag in der Luft, es roch nach vorjährigen, faulenden Blättern. Der Nebel hatte sich noch nicht ganz verzogen. Es tropfte von den Dächern ... Neustroew sah auch jenes viereckige, niedrige Gebäude. Es stand hinter Bäumen und schien ihm nicht sehr groß. Es hatte allerdings eine Kuppel und seitlich zwei Türme, doch stellte es im ganzen nichts Besonderes dar. Die hier zusammengedrängten Soldaten waren verdutzt. Dort, wo sie den Reichstag zu sehen erwarteten, gab es gar keinen Reichstag! Ein anderer Bataillonskommandeur jedoch meinte, daß man vom Keller aus schlechte Sicht hätte.

Sie stiegen in den zweiten Stock und standen hinter den Fensterrahmen versteckt. Von der Spree her zog noch Nebel hoch. Der vollkommen nasse Park war leer. Und es war still. Von hier aus sahen sie plötzlich, was bisher ihren Augen verborgen war. Über den ganzen Platz waren Gräben ausgehoben, an den Ecken Panzerkuppeln, Panzerwagen. Im Innern des Parks Selbstfahrlafetten. Dann noch etwas, das fast so aussah wie eine Transformatorbude, augenscheinlich befestigt. Außer den Gräben gab es noch einen Kanal voller Wasser. Ja, und dieses Gebäude da mit den Türmen schien von hier oben aus erheblich imposanter, nicht so wie vom Keller her, wo sein unterstes Stockwerk den Augen verborgen gewesen war ...

Ein Verbindungsmann lief herbei. Neustroew wurde am Telefon verlangt. Der Divisionskommandeur Schatilow wollte wissen, warum man nicht angreife. „Genosse ‚Dreiunddreißig'! Das graue Gebäude stört." – „Warte mal, warte ... Welches Gebäude?" – „Direkt vor uns! Ich werde es von rechts umgehen."

Beide, Neustroew am Telefon im Winkel des Kellers und der Divisionskommandeur auf seinem Beobachtungsposten in Moabit, beugten sich über die Karten ...

Herein trat der Regimentskommandeur Sintschenko. Sein Stab war in einem anderen Flügel des Hauses untergebracht. „Was stört dich da? Zeig mal die Karte." Sie nahmen Messungen vor und berechneten. Moltkebrücke ... Spree ... Das „Haus Himmler" ...

„Neustroew! Mensch! Das ist doch – der Reichstag!"

Es war ihm überhaupt nicht in den Sinn gekommen, daß dieses viereckige, graue Bauwerk, dieses Haus vor den Fenstern (es war ja so nahe!) das Reichstagsgebäude sein könnte, zu dem es sie so trieb. Er hatte geglaubt, bis dahin sei es noch ein ganzes Stück Weges.

Auf der kantigen Kuppel war eine Plattform und darauf eine Spitze. Vor der Fassade standen, in erstem, zartem Grün, mächtige Bäume, die weder abgebrochen noch angesengt waren ...

Doch dies war nur für wenige zu sehen, und nur ganz früh an jenem Morgen. Eine Stunde später begannen die Artillerievorbereitungen. Katjuschas und andere Fern- und Nahgeschütze legten los. Wenige Augenblicke genügten, um das Gebäude in die Ruinen zu verwandeln, die wir aus den nach dem Kriege erschienenen Fotos kennen.

Eintausendfünfhundert deutsche Soldaten, die während des Sturms auf Berlin noch aus dem Baltikum hierhergeschafft worden waren, saßen in den Kellern des Reichstags fest. Als wir eindrangen, warfen sie Eierhandgranaten auf uns. Von dieser wirksamen Waffe hatten sie sehr viele im Keller. Als ganz klar wurde, daß sie den Reichstag nicht zurückerobern konnten, zündeten sie ihn an. Vielleicht aber geriet er auch durch eben diese Eierhandgranaten in Brand.

Er brannte so wie jedes Haus, im Reichstag gab es viel, was brennen konnte, es brannten Möbel, Farben an den Wänden; das Parkett entzündete sich und flammte auf; Rauch und Lohe schlug aus den Fenstern, aus den Schießscharten. Ein kleines Häuflein Menschen, zweihundert unserer Soldaten, kämpften in dem brennenden Gebäude. Doch nicht dies allein bestimmte die Dramatik der Situation. Am Morgen dieses ersten Mai wurden in Paris, in London, in New York Gottesdienste abgehalten. Sobald man nur das Radio einstellte, hörte man Glockengeläut ... Und zu gleicher Zeit standen im brennenden Gebäude des Reichstags, in engen Korridoren, durch das Fenster an die Wand gedrückt, mit den Händen die Augen schützend, unsere Soldaten.

Dem Bataillonskommandeur wurde übermittelt, daß er die Leute herausführen könne. „Verlassen Sie den Reichstag, gehen Sie in Stellung zur Rundumverteidigung, und sobald das Gebäude abgebrannt ist, nehmen Sie es aufs neue ein." Doch war an ein Herausführen schon nicht mehr zu denken. In einem engen Zimmer lagen vom Rauch halb erstickte Soldaten, manche mit heruntergezogenen Gasmasken, nur wenige hatten welche. Die Flammen schlugen schon hierher durch. Und irgend etwas fiel mit Krachen herab. Aus der Einsturzstelle der Wand quoll gelblicher Rauch. Doch erwies sich dies nicht als neue Gefahr, sondern als Rettung. Durch diese offene Bresche gelangten die Soldaten in den schon ausgebrannten Nachbarraum.

Die Deutschen konnten nichts erreichen. Und die Fahne brannte nicht ab, sie wehte weiter auf dem Reichstag – sie war nur ein wenig angesengt.

Sobald das Feuer etwas nachgelassen hatte, waren alle Kellerausgänge wieder blockiert. Der Morgen des zweiten Mai hob an.

Maientraum

Zehn Tage hatten wir nicht geschlafen. Zehn Tage und zehn Nächte. Selbstverständlich waren wir alle müde. Wir hielten

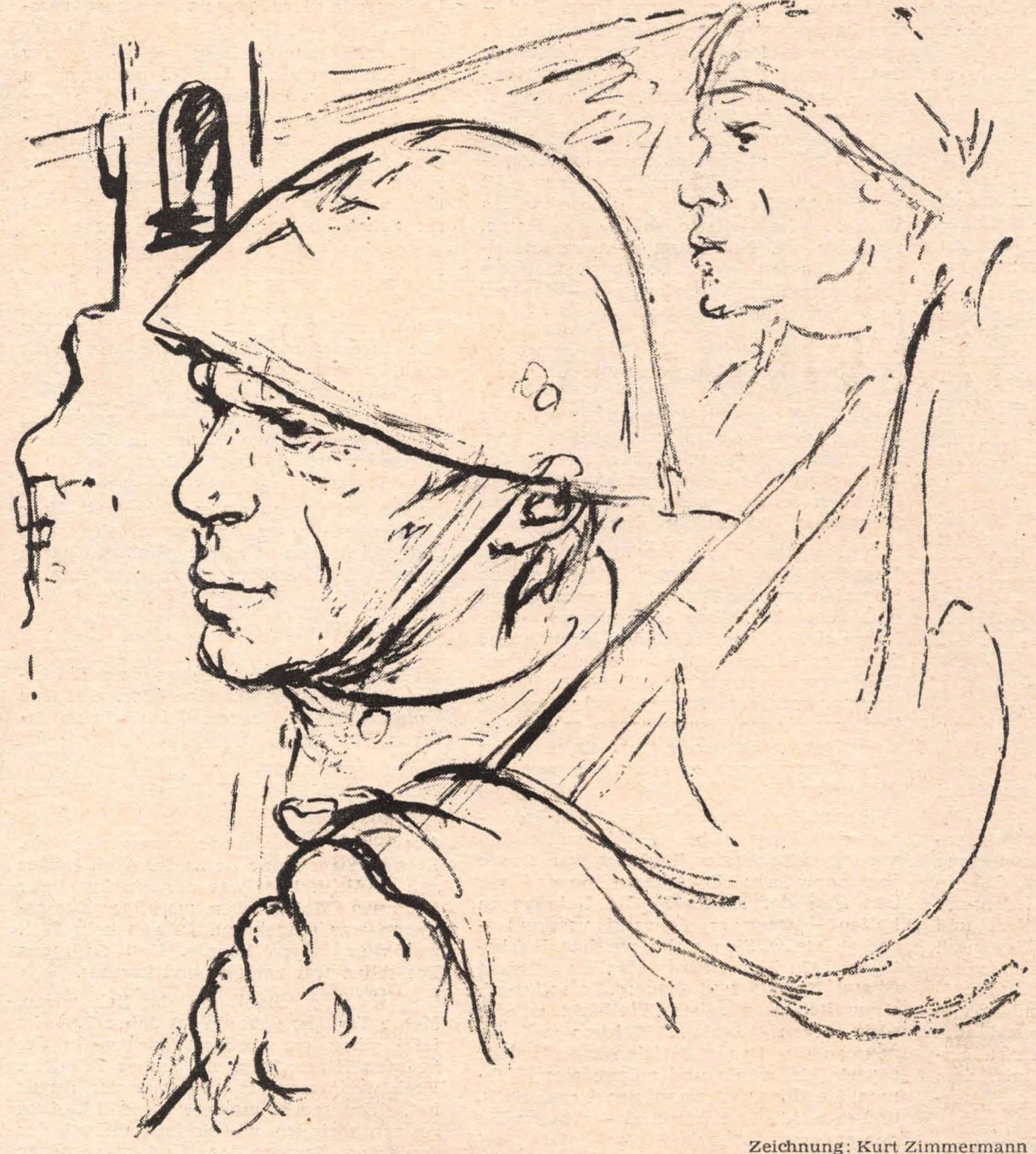
dessen, daß im Zimmer ohnehin Stille herrscht, hält einer es nicht aus und schreit: „Ruhe!“
„Zu Ehren der siegreichen Beendigung des Großen Vaterländischen Krieges ... den neunten Mai ... Feiertag des Siegs ...“ Ein grauhaariger Soldat läßt sich langsam auf einen Hocker nieder. Am Fenster steht Natascha Kononowa, das Mädchen vom Feldpostdienst. Sie hat sich umgedreht, damit ihr Gesicht nicht zu sehen sei. Tränen rollen über ihre Wangen, gleichsam Tropfen des ersten Frühlingsregens, die am Fensterglas herabrinnen ...

Salut

„Nun ist der Krieg zu Ende ...“
Der alte Soldat glaubt es nicht. Es wird noch der Heeresbericht des Sowjetischen Informationsbüros übertragen, aber das ist schon der letzte. Warnikow und ich sitzen zusammen, denken an unsere Familien und unser Haus. Warnikow hat furchtbares Heimweh. „Glaub mir's, bei Gott, wenn du jetzt zwei Gläser Wasser vor mich hinstellst, unseres und ihrs, ich erkenn's und trinke unseres.“ Wie haben wir davon geträumt, uns an einen Tisch zu setzen, in aller Ruhe, so wie wir's jetzt getan haben.. Wir sprechen über die Deutschen.
„Die sind mit ihren Ferngläsern über Moskau hin- und hergestromert, wir aber sind nach Berlin gekommen.“
Und plötzlich braust vor den Fenstern eine Kanonade. Wir können nicht gleich begreifen — die Fenster gingen zum Hof hinaus. Erregt rannten wir auf die Straße. Langsam, als würden sie an unsichtbaren Fäden gezogen, flogen Leuchtgeschosse in die Höhe. Flakgeschütze schossen, Feuerrohre krachten. Raketenknäuel stiegen über die Dächer und gingen langsam nieder.
Das waren Salutschüsse — Ehrensalven des Siegs in Berlin.

Begegnung

Nachdem alles ein wenig verklungen war, begannen wir, uns mit dem Reichstag vertraut zu machen, seine endlosen Treppen und Übergänge genauer zu studieren. Im großen, dem römischen Colosseum ähnlichen, bis zur Kuppel reichenden Sitzungssaal war es hell. Die Kuppel ist durchschlagen, und darüber ist nichts als der weite Himmel ... Unten hingegen Berge von Steinen, Ziegeln und heruntergestürzte Balkone ... Man klettert wie auf Hügeln.
Über dunkle Korridore, in denen geharnischte Ritter in Rüstungen „geistern“, gehe ich zum anderen, vom Feuer verschont gebliebenen Teil des Gebäudes. Er ist besser erhalten, obwohl es auch hier durchbrochene Wände gibt und noch feine Rauchfäden aufsteigen. In einem üppigen Saffiansessel sitzt, sich räkelnd, ein nicht mehr junger Soldat. Vorerst hat er sich nur ausgeschlafen, er ist noch schmutzig und unrasiert. Lediglich die an den Sessel gelehnte Maschinenpistole ist sauber. Wie



Zeichnung: Kurt Zimmermann

uns nur noch durch Spannung aufrecht, ja, wohl auch noch durch Kognak und Sprit. Gut, daß die Deutschen so ausgiebig vorgesorgt hatten. Zehn Tage hatte der Kampf gewährt, ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Über Straßensperren drangen wir ins Zentrum vor, durchstießen die Wände von Haus zu Haus. Wir drangen nicht unmittelbar durch die Stadt, sondern indirekt vor, durch die Häuser. Unsere Militärblusen waren rauchgesättigt. Alle waren wir schmutzig, mit Kreide verschmiert, mit Ziegel- und Mörtelstaub bedeckt wie Maurer, die gerade vom Gerüst steigen ...
Zehn Tage lang hatte niemand geschlafen. Die Überanstrengung und Müdigkeit waren so groß, daß wir uns kaum auf den Füßen halten konnten. Darum sahen wir uns am zweiten Mai, als Berlin fiel, als es still wurde, nichts an. Wir gingen nicht einmal ans Brandenburger Tor, wir schliefen! Wir schliefen alle — Soldaten und Kommandeure. Hier, an Ort und Stelle, neben dem Reichstag. Schliefen, in einer Reihe hingestreckt. Direkt auf dem Platz. Kopf an Kopf. Ohne aufzuwachen, den ganzen Tag.

Erwartung

Den ganzen Tag wird von der Kapitulation Deutschlands geredet. Alle Gespräche kreisen nur darum, und bei Begegnungen ist die erste Frage: „Na, ist noch nichts zu hören?“ Der Rundfunk übertrug einige Befehle. Die Besetzung der letzten deutschen Städte. Aus den Heeresberichten wissen wir, daß die Unsren jeden Tag bis zu einer halben Million Soldaten und Offiziere gefangen nehmen ... Es heißt, daß eine wichtige Regierungsmitteilung gemacht wurde, wahrscheinlich „darüber“. Doch einem Gerücht darf man nicht trauen. In dem Zimmer, wo der Empfänger steht, ist italienische, bulgarische, französische Sprache zu hören. Alle Idiome, nur nicht deutsch ... Man hört Kirchengesang. Das ist England. Eine abgehackte, befehlsgewohnte Stimme. Der Premierminister spricht. Es zeigt sich, daß sie sich dort auch beeilen können! Sie kommen nicht zu spät, wenn es darum geht, einen Dankgottesdienst abzuhalten und Kirchenglocken läuten zu lassen.

Der neunte Mai

Schnelle Schritte, Klopfen an der Tür und Trappeln auf den Stiegen. In der Dunkelheit stolpernd, laufen wir über die Straße. Ein Fenster nach dem anderen wird erleuchtet. Eine hastige Stimme im Hausflur: „Gerade im Rundfunk, jetzt eben ...“ — „Vielleicht ein Irrtum?“ — „Kein Irrtum, hab's selbst gehört ...“ Der Melder hastet weiter.
Meine Hände zittern vor Erregung, während ich den Knopf drehe. Und ungeachtet

er aber dasitzt! ... Zwischen den Lippen eine dicke, auf langen Genuß berechnete selbstgedrehte Zigarette.

Ich konnte nicht anders und fragte: „Na, wie steht's?"

„Ich sitze – im Reichstag ..."

Er sah mich an und schmunzelte; er war sich der Bedeutung dessen, daß er im Reichstag saß, durchaus bewußt, und auch, wie er sich wohl mit seinem durchgeschwitzten Käppi und seiner verblichenen Uniform in diesem Sessel ausnahm.

„Da sitz' ich nun ...", antwortete er und schmunzelte wieder. Ich erkannte diesen Soldaten. Es war ja der Kompanieschreiber Garkuscha ... mein alter Bekannter! Vor anderthalb Jahren, im Winter 1944 – es war noch im Kalininer Gebiet –, nahm er an einer Attacke teil und brach in einen mit Deutschen vollbesetzten Schützengraben ein. Solche Schreiber gibt es! Und er erkannte mich, das merkte ich ...

Ja, das ist er, Garkuscha. Ganz gewiß: Grigorij Garkuscha ... Also, auch er ist im Reichstag. Ich trat hinaus auf den Platz. Es war ein warmer, sonniger Morgen. Nahe am Eingang standen abgebrochene Linden. Sie lebten auf ... Oben am Reichstag, über der Kuppel – wehte die Fahne.

Die Höhe

Ich habe damals viele befragt, wie das alles geschehen sei, und was sie dabei verspürt hätten ...

Und konnte in meine Notizen nichts anderes eintragen als ihre Namen und kurze Biographien. Vielleicht noch dies, daß sie auf dem Platz am Kanal die Infanterie um dreißig Meter überholt hatten, und daß im Reichstag, als sie den Weg nach oben suchten, der Bataillonskommandeur Berest mit ihnen gewesen war. Und weiter: daß sie die Fahne um so und so viel Uhr aufgepflanzt hätten. Näheres dünkte ihnen augenscheinlich unangebracht, unnötig, und fast unvereinbar mit dem feierlichen Akt des Hissens der Siegesfahne.

Vielleicht kann ich das an ihrer Statt erzählen.

Sie befanden sich in jenem Gebäude, in dem weiterer Widerstand geleistet wurde. Oben, über ihnen, und unten, im Erdgeschoß, fanden noch Kämpfe statt ... Es war schwer, sich zu orientieren: die Fenster waren zugemauert. Völlige Finsternis! Es war absolut nicht klar, wohin die verschiedenen Wege führten. Und wo sollte man die Fahne aufpflanzen? Darüber hatte niemand etwas gesagt ... Es sollte ja nicht irgendwo sein, sondern hoch oben. Damit sie auch zu sehen wäre.

Da stießen sie auf eine Treppe. Gerade das, was sie brauchten. Dann, am Treppenabsatz, noch eine. Sie führte geradewegs aufs Dach. Wie hell es war! Sie hatten geglaubt, es wäre schon Nacht ... Splitter sausen durch die Luft ... Gut, daß das Dach flach ist ... Wo nun die Fahne aufrollen? Auf dem Gesims ist eine Bronzestatue. Ein Reiter. Nein, am Reitersmann geht es nicht. Das sähe so aus, als hielte er die Fahne ... Wieder fliegen Splitter. Eile tut not! Was wäre, wenn man die Fahne dorthin, auf die Kuppel ... Die Treppe schwankt, sie ist durchgeschlagen und abgerissen. Man muß am Gerüst heraufklettern. Kantaria vorneweg, Jegorow ihm nach. Die Fahne hat Jegorow. Wie weit auseinander sind die eisernen Rippen! Und alles Glas herausgeflogen. Bloß nicht nach unten sehen. Dort ist der eingestürzte Saal, man hängt wie über einer Schlucht. Brüchige, verrostete Überführungen. Kälte greift ans Herz. Und – was ist das nun? Anscheinend heil, nicht verletzt, und doch wird dir das Dach unter den Füßen fortgezogen ... Von der Kuppel – auf zur Plattform. Weitersteigen. Schwindel ergreift beide (sie sind schließlich keine Akrobaten!). Endlich die Plattform. Nur nicht nach unten sehen! ... Anbinden. Mit dem Riemen festziehen. Mit der Schutzhülle festziehen. Alles ohne ein Wort ... Sie flatterte sofort, die Fahne, als lebte sie. Nun kann man runtersteigen ... Zu den Seinen ... Und niemandem gestehen, daß es furchtbar war – darüber spricht man nicht.

Welchen Reichstag nehmen?

Daß Neustroew nicht begriff und nicht glaubte, daß vor ihm der Reichstag war, ist absolut verständlich: lang war der Weg! Etwas Ähnliches geschah mit dem Bataillon einer anderen Division, bei Samsunow. Ich erfuhr von ihm selbst darüber, später in Moskau.

Das Bataillon Samsunow hatte an den Kämpfen um den Reichstag teilgenommen und, der Erzählung Samsunows nach, haben zwei seiner Soldaten – Jeremin und Sawenko – ihre Fahne an eine Ecke des Reichstages aufgehängt. Der Bataillonskommandeur erzählte: Um schneller ins Zentrum der Stadt zu gelangen, vermieden sie befestigte Herde; je mehr sie sich dem Ziel näherten, um so erbitterter war der Widerstand.

Während Neustroew, als er auf den Reichstag stieß, lange nicht glauben wollte, daß vor ihm wirklich der Reichstag war, fragte Samsonow sich: „Reichstag schön und gut, ist's aber der richtige?" Die Gefangenen hatten – wenn er sie recht verstand – gesagt, sie wüßten nicht, welchen Reichstag er brauche ... Ich telefoniere mit dem Oberst Negoda und frage: "Es soll noch einen Reichstag geben. Vielleicht ist das nicht der richtige? ... Welchen soll ich nehmen?" Der Divisionskommandeur zögerte ein wenig und antwortete: „Nehmen Sie den, und wenn sich herausstellt, daß es nicht der richtige ist – nehmen Sie den anderen ..."

Samsunow rief den Soldaten Sawenko und den Sergeanten Jeremin, gab ihnen die Fahne und sagte: "Befestigt sie, sobald wir den Reichstag genommen haben."

Als der allgemeine Angriff begann, hatten auch sie beide ihre Kampfaufgaben. Einer von ihnen – Jeremin – wurde verwundet, doch steckte er mit Sawenko zusammen doch noch die Fahne in eine Schießscharte der Mauer.

„Und wir hatten Glück, fuhr Samsonow fort, „es war der Reichstag, den wir brauchten ..."

Über die Siegesfahne

Im Museum der Sowjetarmee steht die Siegesfahne. Das ist unsere Reliquie. Sie ist rauchgeschwärzt und von Splittern durchschlagen. Diese Fahne wurde am Reichstag befestigt, hoch oben auf seiner Kuppel, am dreißigsten April, vom Sergeanten Jegorow und seinem Kameraden Kantaria.

Allen Divisionen wurden – das zu erwähnen ist notwendig – vor dem Sturm Berlins, in den Vororten, vom Kriegsrat große rote Fahnen ausgegeben. Es waren neun, die gleiche Anzahl wie Divisionen in der Dritten Stoßarmee. Diese Fahnen oder Flaggen, wie sie genannt wurden, waren numeriert. Die der 150sten Idritzker Division ausgehändigte Flagge trug die Nummer „5".

Und gerade diese Flagge wurde zur Siegesfahne.

Am dreißigsten April gelangten Jegorow und Kantaria durch den Haupteingang in den Reichstag, in dem der Kampf begonnen hatte. Sie stellten die Fahne an verschiedenen Stellen des Gebäudes ab, nahmen selbst an den Gefechten teil, bis es ihnen gelang, zur Kuppel vorzudringen. Um 22 Uhr 50 Minuten meldeten sie, daß die Fahne über dem Reichstag wehe ...

Der alte Friseur

Nach Beendigung der Kämpfe hatten wir alle fürchterliche Bärte. Uns war nicht nach Rasieren gewesen.

Ein aus dem nächsten Bunker herbeigerufener alter Friseur brachte meine ins Kraut geschossenen Haare in Ordnung. Ich stand auf und dankte ihm.

Hier konnte mein „Friseur" nicht länger an sich halten und sagte: „Seinerzeit, Herr Oberleutnant", er verbeugte sich tief, „habe ich den Grafen von Schlieffen rasiert." Und verbeugte sich noch einmal.

Unsere Kinder

Im Zentrum Berlins, neben dem Reichstag, ist das Brandenburger Tor. Auf ihm bäumt sich ein Viererzug. Ich schrieb damals:

Zerschlagen sind
Den überheblichen selbstherrlichen Rössern
Die eisernen Beine.

Aber auch zerschlagene waren nicht da. Es waren gar keine Beine da. Auch Rösser gab es nicht. Dort war nur ein formloser Klumpen Metall. Der wacklige Kampfwagen war umgekippt. Es gab kein Ziel, wohin er fahren konnte. Und auch das Tor selbst war zerstört und krumm.

Und sichtbar schnell eilt die Zeit voran. Meine Tochter, geboren im Jahre 1944, ist jetzt schon ein großes Mädchen, In der neunten Klasse, fast ein junges Fräulein. Doch wenn man sie so immer vor Augen hat, dann merkt man es gar nicht. Aber gestern hörte ich, wie sie im Lehrbuch der deutschen Sprache las. Und was erfuhr ich da! Einer unserer Jungen, Viktor, fährt nach Berlin zu einem ebensolchen Jungen wie er selbst, zu Otto. Und dieser deutsche Junge zeigt seinem Freund die Stadt. Vom Alexanderplatz fahren sie mit der U-Bahn ins Zentrum. (Wir gingen damals zu Fuß und fanden es ganz nah.) Otto führt sei- Freund durch die breite Straße Unter den Linden. Dann begeben die Freunde sich zum Brandenburger Tor. Das ist das Wahrzeichen der deutschen Hauptstadt ...

„Na, zeig' mal, was du da liest", sagte ich und nahm das Buch in meine Hand. „Wo warst du eben?" Aber ich brauchte nicht zu suchen. Auf dieser Seite gerade war das Brandenburger Tor. Hell, instand gesetzt. Sechs Säulen und fünf Lichtungen. Und Pferde! Da waren ja Pferde auf dem Tor! Da war die vorwärts stürmende Quadriga! ... Ich lese weiter. Erstaunliches erfahre ich da! Neue Plätze und Straßen sind erstanden. Wo Leere und Ruinen waren, da werden Häuser gebaut ... Und die Rösser galoppieren wieder über dem Brandenburger Tor. Da treffen sich nun deutsche Kinder mit unseren. Nicht so, wie wir einander trafen! Und dieser Otto – im Pionierhalstuch, führt unseren Viktor überall umher, zeigt ihm seine Stadt ... Sie gehen zusammen Unter den Linden. Das ist, ohne Frage, sehr gut.

Aus dem Russischen übersetzt von Rahel Straßberg. Gekürzt. Entnommen aus Nowy Mir, Heft 5/1960.

Dem Kommandeur über die Schulter geblickt

haben E. Gebauer (Bild) und H. Usczeck (Text). Sie sahen: Major Köppert handelt im Sinne des Parteiaktivs



So ging es Erwin Strittmatters Stanislaus, dem „Wundertäter" in der faschistischen Wehrmacht als seine Braut ihn besuchte: „Er meldete sich am Sonnabend nach Dienstschluß auf der Kompanieschreibstube: Stahlhelm, poliertes Koppel, funkelnde Knöpfe. Der Gefreite Rehorn lümmelte gähnend am Tisch. Klapp, klapp, Stanislaus riß die Hacken zusammen, daß er wankte. ‚Wohl entkräftet, wie?' Der Gefreite Rehorn ließ Stanislaus zwanzig Kniebeugen zur Kräftigung der Beinmuskulatur machen. ‚Rekrut Büdner bittet, Herrn Rittmeister sprechen zu dürfen!' Der Gefreite Rehorn sprang auf. ‚Du Sau? Den Rittmeister?' Er packte Stanislaus' Rockknöpfe. Knack! ‚So zum Rittmeister?' — Knack, knack, knack! ‚Wegtreten! Knöpfe annähn!'"

Und so geschah es Unteroffizier Greiner, der es allerdings mit einem anderen Mann zu tun hatte, mit dem Kommandeur seines Truppenteils, Major Köppert: Die Frau des Genossen Greiner mußte schon Wochen vor der Entbindung ins Krankenhaus. Er war in Sorge um sie, sie brauchte ihn. Wochenendurlaub? Laut Vorschrift alle sechs Wochen. Der Unteroffizier versah seinen Dienst weiterhin ordnungsgemäß, aber jetzt lustlos. Genosse Köppert bemerkte das und sprach offen und kameradschaftlich mit ihm. So entschied er auch: Wenn dienstlich möglich, jedes Wochenende Urlaub.

Im Januar passierten einige besondere Vorkommnisse in der Batterie des Genossen Meinert. Was tun? Die Batterieleitung bestrafen? Nein, da sie die Batterie erst wenige Wochen

Unteroffizier Greiner hatte Vertrauen, ihm wurde geholfen. Aber dem Genossen Major Köppert kommt es darauf an, daß alle Vorgesetzten, Offiziere und Unteroffiziere nicht nur Ausbilder, sondern auch gute Erzieher und verständnisvolle Menschen sind.

führte. Warum sollte sie für die Sünden der Vorgänger büßen? Die Partei übte harte Kritik und dann halfen Kommandeur und Stab der Batterie, die Fehler zu überwinden.

Diese Art, zu handeln und zu helfen, kennzeichnet die Haltung und den Arbeitsstil des Genossen Köppert. Er ist erfüllt von tiefer Achtung vor den Menschen, ist bestrebt, sie zu verstehen und zu überzeugen, die politische und militärische Einheit zu stärken. So versucht er, die Weisungen des 11. und 12. Plenums und der Parteiaktivtagung „Truppenführung ist Menschenführung" in die Tat umzusetzen.

Natürlich hat der Kommandeur eines Truppenteils andere Aufgaben, als täglich alle Soldaten nach ihren Sorgen und Beschwerden zu befragen. Er ist Einzelleiter, verantwortlich für die gesamte politische und militärische Arbeit. Genosse Köppert fand den Angelpunkt für die Veränderung der Arbeit in der Erziehung der Offiziere und Unteroffiziere. In kritischen Auseinandersetzungen wurde im Stab eine wirklich militärische Arbeitsatmosphäre geschaffen, in welcher der Befehl des Kommandeurs Gesetz ist. Durch gute Zusammenarbeit mit der Parteiorganisation und starke Orientierung auf die mobilisierende Kraft des Jugendverbandes wurde das sozialistische Vertrauensverhältnis gefestigt. Für den FDJ-Sekretär des Truppenteils hat der Kommandeur stets ein offenes Ohr.

Ist das alles Zufall? Nein. Das ist richtige Anwendung der Forderung des Parteiaktivs, daß der militärische Führer den Schlüssel zum Herzen der Menschen finden muß, weil alles von ihnen abhängt.

Erfolge sind da. Sie werden sich weiter einstellen, wenn man nicht selbstzufrieden wird und konsequent die Beschlüsse des Parteiaktivs verwirklicht.



Die Batterie Meinert geht jetzt dem Erdzielschießen entgegen. Auch dabei hilft die Leitung des Truppenteils jederzeit mit Rat und Tat.



Montag nachmittag. Plötzlicher Kälteeinbruch. Die Nachrichtenkompanie befindet sich im Zeltlager. Genosse Köppert ist wenig später bei seinen Genossen.



Eines der Hauptanliegen ist die Qualifizierung der Unteroffiziere. Monatlich sind Überprüfungen ihres Selbststudiums angesetzt. Genosse Köppert läßt es sich nicht nehmen, ihnen auf den Zahn zu fühlen.



Schon die zweite Nacht Alarm in den Bataillonen. Jedesmal ist der Kommandeur zur Stelle und beobachtet kritisch. Er lobt, was zu loben ist, aber weist auch auf die schwachen Stellen hin. Und das wichtigste — er gibt konkrete Ratschläge zur Beseitigung der Mängel.



Versorgung seiner Truppe — für den Genossen Köppert keine unwichtige Frage. Regelmäßig kontrolliert er die Küche und auch die anderen Versorgungsorgane.

Mit den Menschen zu sprechen gehört zum Dienst. Hier sind es zukünftige Geschützmeister, denen Genosse Köppert die Notwendigkeit harten Lernens klarmacht.







FOTOS: ERNST GEBAUER

Im Hafen fand
ich Karl an Land,
das war im Kaufhaus „Hansa".
Was glaubt ihr dann,
was sich der Mann
im Kaufhaus alles ansah!

Und was der Maat
da alles tat,
das war ja kaum zu fassen ...
Er hat sofort
sich da und dort
gleich alles zeigen lassen.

Er kaufte da
soviel ich sah,
was man ihm offerierte,
weil ihn die Maid,
der Mund, das Kleid
und noch was int'ressierte.

An jedem Stand
gab er die Hand
und bat um ein Alleinsein ...
Man könnte doch
am Abend noch
gemütlich mal zu zwei'n sein!

„Kosmetika
für Frau Mama?"
„Na, Frollein, selbstverständlich!
Und würden Sie
aus Sympathie ...
Nein? Ja? Nein? Ja — na, endlich!"

Mit Karl im Kaufhaus „

Ein Lampenlicht
für d a s Gesicht?
das sollte ihn nicht kratzen!
Man gibt so viel
für so ein Spiel
mit solchen netten Fratzen.

Ein Roller? „Kind,
weil Sie es sind!
Ich hab kein Kind auf Erden,
doch was nicht ist,
das kann mit List
und Liebe ja noch werden!“

Den guten Ton
beherrscht er schon ...
so kauft er die Posaune.
Dem Mädel macht,
was er entfacht,
schon ausgesproch'ne Laune.

Beim Wannenkauf
bestand er drauf,
daß sie sich nachher sehen ...
Er würde so
nach Dienstschluß wo
im Treppenhause stehen.

Ein Hochgenuß
war es zum Schluß,
als alle, alle kamen ...
Und sitzen blieb
der Herzensdieb
auf Waren — statt der Damen!

—i k a—

Hansa“

Nur

1. Gruppe
(Sportabz. in Gold)
1000 m Gefechtsfeld in
4:50,0 min.

2. Gruppe
(Sportabz. in Silber)
1000 m Gefechtsfeld in
5:08,0 min.

62 m zurück

3. Gruppe
(Sportabz. in Bronze)
1000 m Gefechtsfeld in
5:31,0 min.

124 m zurück

4. Gruppe
(ohne Sportabzeichen)
1000 m Gefechtsfeld in
5:46,0 min.

185 m zurück

m 0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000



Starke Konditionsschwächen zeigten sich vor allem bei den Nichtsportlern. Erschöpft, zerschlagen und nach Luft japsend (Bild) kamen sie nach den 1000 m beim Schießstand an.

Fotos: E. Gebauer, Text: K. H. Freitag
Graphik: P. Busche

Drei Schuß aus der MPi (Einzelfeuer) mußten von jedem Genossen unmittelbar nach dem Lauf abgegeben werden. Die durchschnittlichen Trefferzahlen betrugen: 1. Gruppe = 1,9; 2. Gruppe = 1,6; 3. Gruppe = 1,5. Die Nichtsportler dagegen, in der letzten Gruppe zusammengefaßt, waren nach den physischen Anstrengungen des Laufes kaum mehr in der Lage, einen gezielten Schuß abzugeben. Sie kamen insgesamt auf einen Durchschnitt von 0,3 Treffer – ein vollkommen ungenügendes Resultat, das keineswegs den Erfordernissen der Ausbildung entspricht.





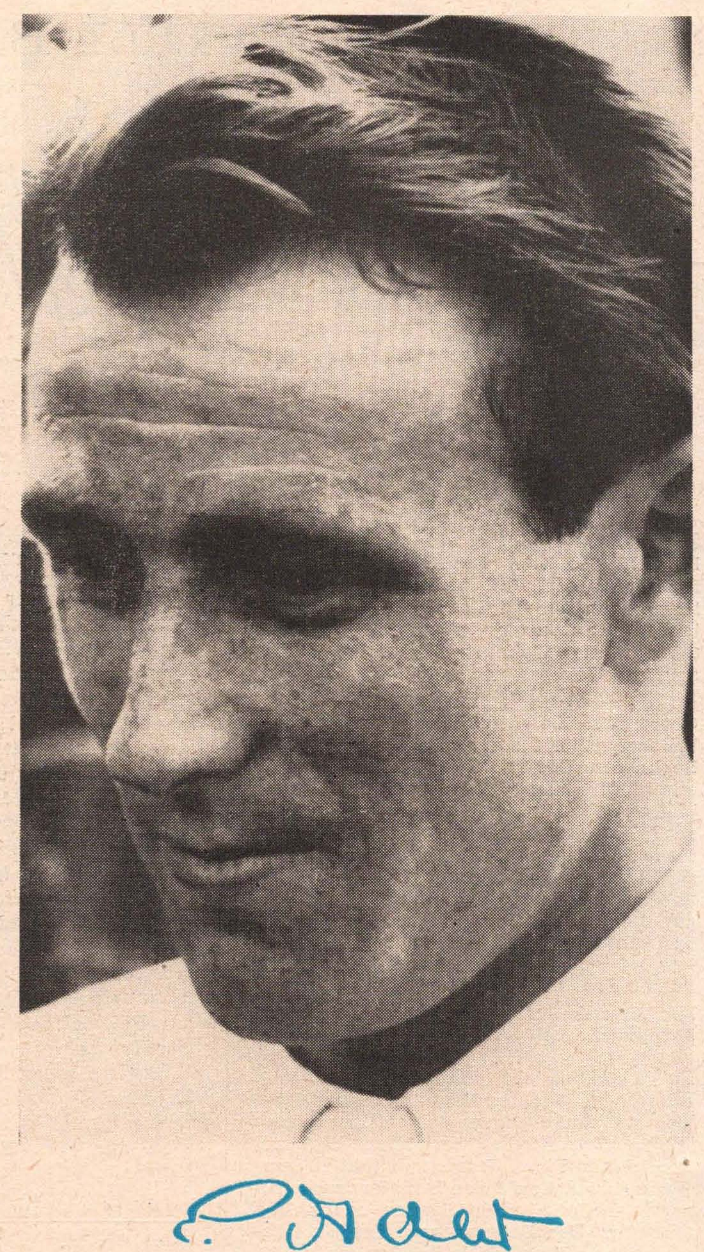
ein Abzeichen!



Es ist in jedem Jahr nahezu das gleiche Bild: Wenn die Sommerszeit heranrückt, wird auch das Sportabzeichen wieder aktuell, besser gesagt, das Training dafür. Und im Endeffekt ist die Zahl derer, die es erwerben und mit Stolz tragen, keineswegs gering. Schließlich — man steht im Wettbewerb. Und so geht man ran, hier mit mehr, dort mit weniger Elan. Im geheimen aber denkt mancher: „So'n Wirbel, bloß wegen eines Abzeichens!" Deswegen der kleine Test, den wir in einem Truppenteil veranstalteten. Er galt der Frage, inwiefern und inwieweit die für die einzelnen Stufen des Sportabzeichens geforderten Bedingungen sich in den Leistungen des Soldaten auf dem Gefechtsfeld widerspiegeln. In voller Kampfausrüstung überwanden Träger aller drei Stufen des Sportabzeichens sowie eine Anzahl Genossen, die kaum Sport treiben, eine 1000-m-Geländestrecke, die in ihrer Schwierigkeit einem Gefechtsfeld ähnelte. Das Ergebnis (in Durchschnittswerten ausgedrückt) zeigt anschaulich die nebenstehende Graphik. Während die erste Gruppe bereits in den „gegnerischen Graben" einbricht, befindet sich die letzte noch eine knappe Minute oder 185 m davon entfernt. Damit wird einerseits die einheitliche Wucht des Angriffs stark herabgemindert, andererseits erhöht sich für die langsameren Genossen die Gefahr, vom „gegnerischen" Feuer getroffen zu werden, da sie diesem länger ausgesetzt sind. Legt man die bei den einzelnen Stufen des Sportabzeichens geforderten Wurfbedingungen zugrunde, so kommt hinzu, daß die erste Gruppe die „gegnerische" Stellung schon aus 48 m m[illegible] Handgranaten bekämpfen kann, die zweite [illegible] 40 m, die dritte aus 30 m, die vierte dageg[illegible] weniger als 30 m. Diese Tatsachen, v[illegible] der Praxis ermittelt, machen [illegible] welchen hohen Wert der [illegible]ortabzeichens für die Gefechtsausbildung und die militärische Körperertüchtigung unserer Genossen hat. Seinem Namen getreu dient es auch den Soldaten der Nationalen Volksarmee „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat" zu sein.


Schwimmbad

SELBST eingeladen bei:



Da steht ein Mann vor dir, schlank, mittelgroß, dunkles, zurückgekämmtes Haar. Seine Gesichtszüge kommen dir bekannt vor. Du mußt sie schon mehrmals gesehen haben. Auf Fotos, Plakaten, in Zeitungen. Doch als du jetzt urplötzlich vor ihm stehst, erkennst du ihn nicht, den jungen Mann im blaugrauen Trainingsanzug mit den schwarzen Buchstaben ASV auf dem gelben Untergrund. Und wie er seine Klubkameraden begrüßt, so gibt er auch dir die Hand. „Adler", sagt er dabei, so, als wenn jemand Müller oder Meier sagt. Du hast ihn um ein Gespräch gebeten, den berühmten Egon Adler, und er hat widerspruchslos zugesagt. Als ihr dann im Trainerzimmer des ASK Leipzig sitzt und du dich zwanglos mit ihm unterhältst, mußt du an die vielen Lobeshymnen über die Bescheidenheit bekannter Sportler denken, die oft schon Zeitungsspalten füllten. Du gestehst, du hast schon oft ungläubig über solch hochtrabende Worte den Kopf geschüttelt. Oberfeldwebel Egon Adler jedoch, das mußt du jetzt gestehen, hat solche Worte verdient, und er hat bei dieser Eigenschaft noch einen kleinen Fehler: Er ist zu bescheiden.

„Was gibt es über mein Leben denn schon zu erzählen ...", winkt er ab, und du spürst, daß es ihm etwas unangenehm ist, über sich selbst zu sprechen. Doch als du ihn an Großpösna erinnerst, wo er am 18. Februar 1937 zur Welt kam, wird er gesprächiger. Dieser kleine Ort bei Leipzig ist ihm genauso lieb geworden wie Gaschwitz, wo er die Schule besuchte und zum ersten Mal in seinem Leben ein „Radrennen" bestritt. „Es muß 1949 gewesen sein", erzählt Egon Adler. „Der Drahtesel, auf dem ich saß, könnte heute jedem Museum Ehre machen. Nun, aber meine Freunde waren auch nicht besser dran. Wie wir auf diese Idee kamen, ein Rennen auszufahren, weiß ich nicht mehr so genau, ich glaube, es sollte mal der Schnellste von uns ermittelt werden."

Sein erstes Rennen wurde zugleich ein Rundstreckenrennen, berichtet er dir. „Rund um den Dorfteich" würden wir es heute betiteln. An wievielter Stelle er den Zielstrich überspurtet hat, hielt keine Chronik fest. „Erster war ich jedoch auf keinen Fall."

Mit 16 Jahren trat er der BSG Motor Süd-Ost Leipzig bei. Sein Trainingsfleiß, seine Lebensweise brachten dem Jugendfahrer Adler bald kleine Erfolge ein. 1954 gewann er die Siegesschleife bei einem Jugendrennen in der Messestadt. Es war seine erste. Etwa 40 Schleifen, so erfährst du, sind seitdem in seinen Besitz übergegangen. Und die DDR-Rundfahrt 1956 war der Auftakt für seinen Sprung in die DDR-Spitzenklasse. Nun für den SC Rotation Leipzig startend, war er, der unbekannte Nachwuchsstraßenfahrer, die große Entdeckung. Denn einen vierten Platz im Feld der großen Namen zu erringen, das wollte schon etwas heißen.

Der weitere Aufstieg des Sportlers Egon Adler ist dir bekannt. Du kannst dich noch sehr gut erinnern, wie du dem Friedensfahrt-Neuling Adler 1958 im übervollen Walter-Ulbricht-Stadion außer dir vor Freude zugejubelt hast, als er als Etappensieger das Zielband zerriß. Und du warst überrascht und stolz auf ihn, als er mit einem 5. Platz im Gesamtklassement erfolgreichster DDR-Vertreter wurde. Dreimal nahm er an der großen Fahrt für den Frieden teil, und nur ein Sturz auf der Schluß-Etappe nach Berlin war schuld daran, daß er im vorigen Jahr nicht Gesamtsieger wurde. „Sein Pech ist mehr als tragisch", sagte damals Verbandstrainer Werner Schiffner. Doch Egon Adler gehörte zu den ersten, die Erich Hagen zu dessen großem Sieg gratulierten. Als Egon Adler den Vaterländischen Verdienstorden in Bronze verliehen bekam, waren nicht nur seine Erfolge bei den Friedensfahrten, bei internationalen Rennen und sein mannschaftsdienliches Fahren bei den Weltmeisterschaften 1960 auf dem Sachsenring (9.) gewürdigt — den Ausschlag für diese große Ehrung gab die Silbermedaille, die er mit Hagen, Schur und Lörke im Mannschaftszeitfahren in der olympischen Atmosphäre zu Rom bei brütender Hitze erkämpfte.

Doch das weißt du alles schon, jetzt, wo du vor ihm sitzt und die beneidenswerte Gelegenheit hast, mit ihm zu plaudern. Dich interessiert, was den erfolgreichen Straßenfahrer Egon Adler dazu bewogen hat, zu uns, zu den Angehörigen der Nationalen Volksarmee, zu kommen. Und was er dir darauf sagt, klingt so einfach, so einleuchtend und selbstverständlich, daß du dich beinahe schämst, diese Frage so an ihn gerichtet zu haben.

„Meine Erfolge verdanke ich der Deutschen Demokratischen Republik. Und sie zu verteidigen, ist auch für einen Sportler Pflicht und Ehrensache. Als man mit mir über den Ehrendienst in der Volksarmee sprach, gab es für mich kein Zaudern."

Du verabschiedest dich von ihm, von dem Genossen Egon Adler, und wünschst ihm viel Glück bei der Friedensfahrt 1961. Und als du dann an der Wandtafel der Mannschaft Radsport vorbeikommst, fällt dir die erste Zeile eines Gedichtes ins Auge, das seine Kameraden geschrieben haben:

„Adler und Höhne seid willkommen ..."

KW

WILLI BREDEL

Frühlingssonate

ILLUSTRATIONEN: KURT ZIMMERMANN

Willi Bredel, der zu den bedeutendsten Prosaschriftstellern der deutschen Arbeiterklasse gehört, begeht am 2. Mai dieses Jahres seinen 60. Geburtstag. Wir ehren in Willi Bredel einen Schriftsteller, dessen literarisches Werk untrennbar mit dem Kampf des deutschen Proletariats verbunden ist. Als Teilnehmer am Oktoberaufstand der Hamburger Arbeiter im Jahre 1923, als Kriegskommissar bei den Internationalen Brigaden und als Mitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland" gibt er uns, den Soldaten der Nationalen Volksarmee, zugleich das Beispiel eines echten Revolutionärs, eines unerschrockenen Kämpfers gegen Militarismus und Krieg.

Die folgende Geschichte entnahmen wir dem Buch „Ein neues Kapitel".

Der Offizier vom Dienst meldete dem Kommandanten, die Militärpolizei habe Hauptmann Nikolai Pritzker arretiert. In betrunkenem Zustand habe der sowjetische Offizier die Wohnungseinrichtung eines deutschen Professors demoliert und die Familienmitglieder bedroht.

Oberst Pernikow ließ den Kopf sinken. Pritzker gehörte zur Politabteilung seines Regiments. Der kleine, schmächtige und immer verträumte Hauptmann demolierte in fremden Häusern Wohnungseinrichtungen? War der Satan in den Mann gefahren? Der Oberst hatte beide Hände vor sich auf dem Tisch liegen; sie ballten sich zu Fäusten. Da wagten andere ihr Leben, um die Stadt vor Banditen zu schützen, und dieser Offizier benahm sich wie ein Rowdy!

Er hob den Blick. „Wo ist er?"

„Im Arrestkeller, Genosse Kommandant!"

Pernikow erhob sich. „Kommen Sie mit mir!"

In einer schmalen Kammer, die als Arrestzelle diente, lag der Hauptmann, wie leblos, mit angezogenen Beinen, auf einer kahlen Holzpritsche. Der Oberst trat zu ihm. „Einen Eimer Wasser!" befahl er dem Wachoffizier. Er riß den Schlafenden hoch, packte ihn mit beiden Händen und schüttelte ihn. Der Betrunkene versuchte, die Augen zu öffnen. Er lallte. Speichel troff ihm aus dem Mund. „Wachen Sie auf, Mann!" Der Hauptmann hob abwehrend die Hand, dabei traf er den Oberst unglücklich ins Auge. Pernikow konnte sich nicht mehr beherrschen — er schlug zurück, ließ den Betrunkenen zu Boden fallen und verließ die Zelle. Der Wachoffizier, ein Leutnant, hob ihn wieder auf die Pritsche. Da hörte er von draußen den Posten rufen: „Genosse Leutnant! Genosse Leutnant, schnell, kommen Sie!"

Oberst Pernikow hielt auf dem Kellergang einen Treppenpfosten umklammert. Er stöhnte. Schweiß stand ihm auf der Stirn. „Was haben Sie, Genosse Kommandeur?" Der Offizier stützte Pernikow.

Der flüsterte mit schwacher Stimme: „Nach Hause! Bringen Sie mich nach Hause, Genosse."

Thomas Waiß erfuhr, was sich in der Wohnung des Professors abgespielt hatte, und rief Kowalenko an. Aber der war über Land gefahren und wurde erst am späten Abend zurückerwartet. Greta drängte Thomas, er solle sofort mit dem Professor sprechen. Am besten sei es, ihn und seine Frau einzuladen.

Professor Manfred Rinberger, hochgewachsen, mit länglichem Gelehrtenschädel und angegrautem Haar, folgte auf der Stelle dieser Aufforderung zu einem Besuch. Seine Haltung war herzlich und ungezwungen. Seine Frau hingegen, das dunkelblonde Haar in Schnecken an den Ohren aufgesteckt, blieb zurückhaltend und schweigsam.

„Ich kann mir schon denken, Herr Oberbürgermeister, weshalb Sie uns hergebeten haben", begann der Professor. „Es war der sehr unglückliche Abschluß einer Reihe von schönen Abenden."

„Allzu betroffen scheinen Sie nicht zu sein, obwohl doch Ihre Wohnungseinrichtung beschädigt wurde", meinte Greta, während sie den Tisch deckte.

„Der Schaden ist halb so arg; der Schreck war schlimmer. Aber das muß im Zusammenhang erzählt werden. Die Vorgeschichte ist das Wichtigste."

Thomas und Greta baten ihn, zu berichten.

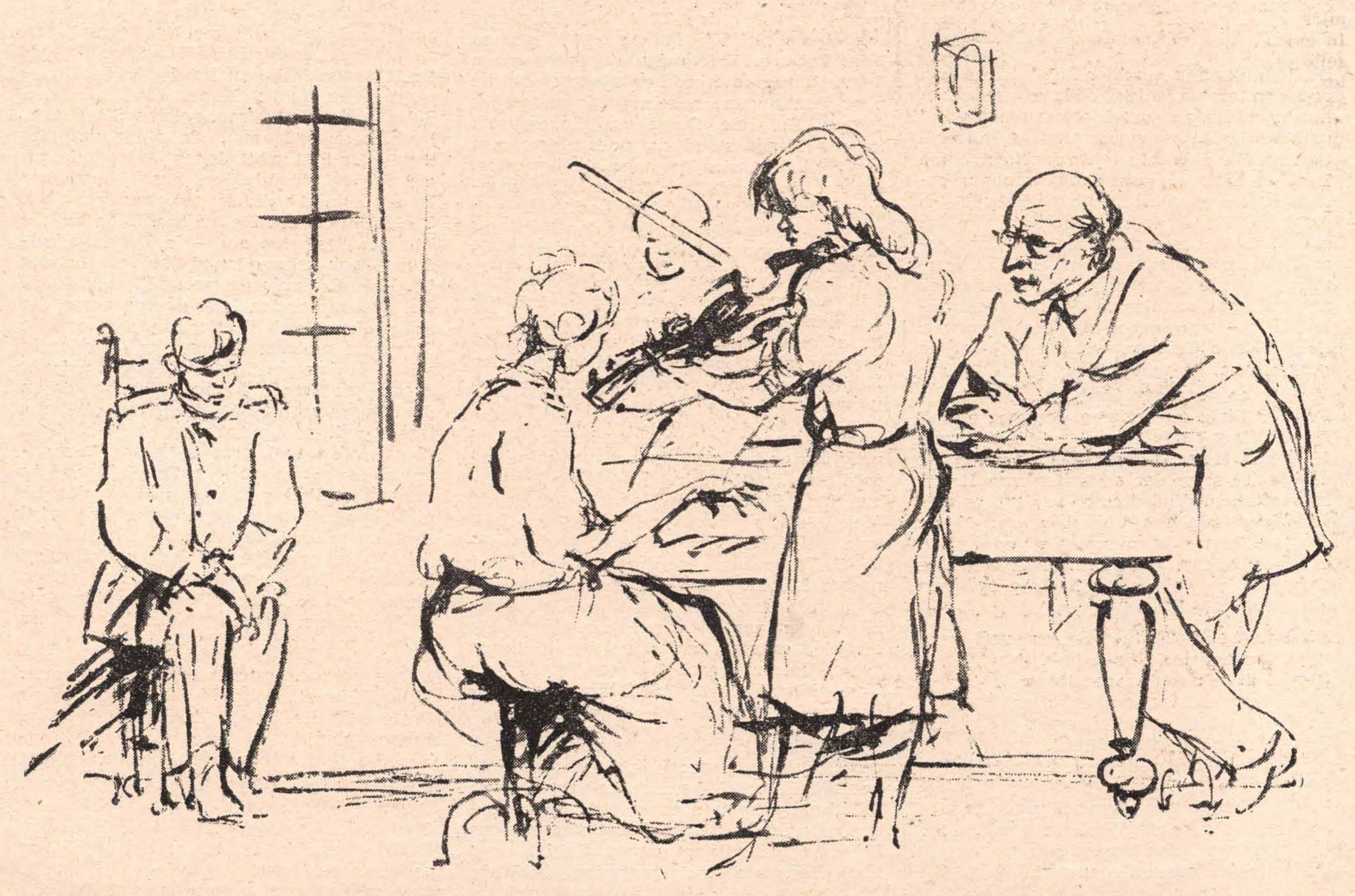
„Sie werden uns wahrscheinlich für hoffnungslos altmodisch halten", begann der Professor, „wenn ich Ihnen verrate, daß wir zu Hause weder ein Grammophon noch ein Rundfunkgerät haben. Aber Sie finden dafür bei uns einen Flügel, auch ein Cello, eine Bratsche, Violine und Flöte und im Zimmer meiner Frau ein Spinett. Wir pflegen die Hausmusik. Sie hat meine Frau und mich zusammengeführt, in der Wandervogelbewegung, wo wir uns kennengelernt haben. Wandern und Musizieren sind seitdem unsere Liebhaberei geblieben. Wenn ich in meinem Labor zwischen Reagenzgläsern, Tiegeln und Geräten nicht vertrocknet, in den Dämpfen der Chemikalien nicht versauert bin, so verdanke ich es der Musik. Über wieviel Schweres hat sie uns hinweggeholfen, wie viele böse Tage hat sie uns verklärt. Immer wieder hat sie uns aufgerichtet und uns mit neuem Lebensmut erfüllt.

Etwa Mitte vorigen Monats nun begann es. Ich erinnere mich noch gut, wir hatten ein Brahms-Quartett eingeübt, und Ruthilde, unsere Älteste, die Violine spielt, kam mit ihrem Solopart nicht zurecht; wir wiederholten wieder und wieder. Da klopfte es bei uns. Leise nur, schüchtern fast. Wir sahen uns erstaunt an, denn der Abend war schon vorgeschritten. Meine Frau ging, um nachzusehen. Mit verstörtem Gesicht kam sie ins Wohnzimmer zurück. ‚Was gibt's?' fragte ich und erhob mich beunruhigt, als auch schon ein uniformierter Russe in der Tür auftauchte. Ich blieb stehen. Meine Frau, die Kinder, wir alle starrten erschrocken auf den Eindringling.

Man erzählt soviel Unerfreuliches von den Russen, und auch wir sahen in diesem unerwarteten Besuch nichts Gutes. Dann freilich fand ich, daß der Fremdling recht harmlos aussah. Beinahe schüchtern stand er im Türrahmen und blickte aus großen dunklen Augen auf uns. Als er seine Mütze abnahm, sah man einen dunklen Wuschelkopf, dichtes, krauses Haar. Ich weiß nicht, wie lange wir uns gegenseitig schweigend angestarrt haben. Als ich einen Schritt auf ihn zuging und etwas sagen wollte, hob er die Hand und flüsterte, es klang fast bittend: ‚Ni-icht Angst ha-aben, bi-itte. Ich hören Musik. Ich lieben Musik. Bi-itte, ich hören darf Musik?' Da mußte ich lächeln, wir alle mußten lächeln. ‚Kommen Sie herein', sagte ich, ‚seien Sie unser Gast.' Ich gab ihm die Hand, er nahm sie und wiederholte: ‚Ich nur hören Musik. Bi-itte.' Er zeigte auf einen Stuhl am Fenster. ‚Ich hier sitzen und hören Musik, ja?'

Er setzte sich, die Mütze vor sich auf den Knien. Kerzengerade saß er da, und seine dunklen Augen glänzten. Was blieb uns anderes übrig, als weiterzuspielen? Na, dachte ich, diesmal wird es bestimmt nicht klappen, die Kinder werden viel zu aufgeregt sein. Und erst meine Frau! Aber gerade sie ging an den Flügel, als wäre absolut nichts geschehen, setzte sich und lächelte mir aufmunternd zu. Ich sah auf die beiden Mädchen, die ihre Instrumente stimmten und dabei neugierig zu dem Offizier hinüberschielten. Besonders Irmgart zeigte sich ganz unbefangen, und Hans, unser Jüngster, der die Flöte bläst, stellte

sich neben seine Mutter, um ihr das Notenblatt umzuschlagen.
Wir spielten dann ein Streichquartett von Tartini, ich erinnere mich genau, und es war, fand ich, wirklich und wahrhaftig eine Freude, uns zuzuhören. Die Einsätze gelangen; unser Zusammenspiel war vorzüglich. Es war, als gebe sich jeder besondere Mühe, seit wir einen Zuschauer, also Publikum, hatten. Der Russe saß unbeweglich auf seinem Stuhl, als hätte er einen Stock verschluckt, steif und mucksmäuschenstill; einzig seine dunklen Augen sahen zuweilen freundlich hierhin und dahin. Als wir geendet hatten und Miene machten, die Instrumente beiseite zu stellen, bat er ‚Bi-itte noch!' und lächelte glücklich. Ich wollte nicht, denn ich fürchtete, unser Gast würde nach jedem Musikstück sein ‚Bi-itte noch!' wiederholen; aber meine Frau zwinkerte mir zu und zeigte auf die Noten, die sie schon aufgeschlagen hatte. Ich verständigte flüsternd unsere Töchter, und wir intonierten den zweiten Satz Andante aus Mozarts Quartett in g-Moll, unser Bravourstück, wenn ich so sagen darf, das wir gerne spielen und fehlerlos.
Der Russe glich einer Buddhafigur; nicht ein Muskel in seinem Gesicht bewegte sich, und doch wollte uns allen scheinen, daß sein Gesicht vor Glück strahlte. ‚Wie ein Napfkuchen', behauptete hinterher Irmgart, die eine freche Göre ist.
Als wir dann noch die ‚Kleine Nachtmusik' gespielt hatten, erhob sich der Russe, verbeugte sich und sagte: ‚Ich danke, serr vielmals!' Er gab jedem die Hand, erst meiner Frau, dann mir, den Töchtern und Hans. An der Türschwelle drehte er sich noch einmal um und verbeugte sich, bevor er das Haus verließ. Als wir die Tür hinter ihm verschlossen hatten, war uns — offen gestanden — doch wohler. Und nun lachten wir; besonders die Kinder amüsierten sich über das merkwürdige Erlebnis.
Am nächsten Abend spielten wir nicht; meine Frau und die Töchter waren bei meiner Schwester eingeladen, die in Biestow eine kleine Landwirtschaft besitzt. Wenn Biestow auch nur einige Kilometer von Rostock entfernt liegt, so ist doch die Reise dahin ohne Wagen, ohne Bahn ein richtiges Abenteuer. Aber diese Besuche sind für uns lebenswichtig, denn sie füllen ein wenig unsere Speisekammer.
Am Abend darauf zögerten wir allen Ernstes, ob wir musizieren sollten; womöglich lockten wir damit wieder unseren musikbesessenen Russen herbei. ‚Ach was!' sagten wir uns schließlich. ‚Der kommt nicht wieder!' Dabei hatte ich die Kinder im Verdacht, sie wünschten, daß er wiederkäme. Also wir spielten. Kaum hatten wir angefangen, klopfte es.
‚Das ist er!' riefen die Mädchen und kicherten. Er war es wirklich. ‚Darf ich?' fragte er an der Haustür. Sein Stuhl stand bereits am Fenster. Er verbeugte sich, begrüßte jeden, ging an seinen Stuhl und setzte sich.
Er kam kurz nach acht Uhr und ging gegen elf. Während dieser Zeit saß er wie versteinert und sagte nicht ein einziges Wort. Wir übten, brachen mitten im Spiel ab, wenn ein Einsatz nicht gelungen war oder das Zusammenspiel zu wünschen übrigließ, und vergaßen beinahe die Anwesenheit des Russen. Die Kinder lachten, neckten sich und machten ihre Späße. Der Russe saß da, seine Augen blickten freudig, oft verwundert, mitunter aber auch traurig.
Am folgenden Tag brachte er ein Paket mit und legte es schweigend auf den Tisch. ‚Für Ihnen!' sagte er zu meiner Frau. ‚Für alle!' setzte er dann hinzu. Es war ein großer Laib Brot, eine Büchse mit Fleisch- und eine andere mit Fischkonserven. So sehr wir auch in ihn drangen, die Sachen wieder mitzunehmen, so anschaulich wir ihm auch klarzumachen versuchten, wir kämen schon durch, er lächelte und wiederholte: ‚Für alle!' Erst nachdem er gegangen war, fiel uns auf, was er damit gemeint haben mochte. Für alle, das hieß wohl: auch für ihn. Es war uns sehr peinlich, daß wir erst so spät darauf gekommen waren.
Am nächsten Abend warteten wir mit dem Abendbrot, bis er da war. Er brachte diesmal ein großes Stück Butter mit, eine Rarität, wie Sie wissen. Und er aß mit uns. Ich muß Ihnen sagen, er war ein angenehmer Gast; ich gestehe, daß ich anfangs gewisse Befürchtungen hatte. Unser Hauptmann aber — er heißt übrigens Pritzker, ein Jude, vermute ich — zeigte sich in jeder Hinsicht als ein Mensch von Bildung und Manieren. Er wurde gesprächig, antwortete witzig und schlagfertig und lachte mit den Mädchen um die Wette, oft genug aus reiner Lachlust.
So ergab es sich, daß Hauptmann Pritzker mit der Zeit beinahe zur Hausgemeinschaft zählte und für ein Ausbleiben — das kam nur ein- oder zweimal vor — am folgenden Tag gescholten wurde.
Er hätte gewiß jeden Abend Lebensmittel mitgebracht, wenn meine Frau es sich nicht energisch verbeten hätte. Dann und wann aber ließen wir uns ein paar Kleinigkeiten gefallen. Eines Abends brachte er eine Flasche Wodka mit. Aber er schien kein Trinker zu sein, er nippte nur an seinem Glas. Ich erinnere mich, daß unsere Ruthilde ihn bei Tisch fragte, ob er verheiratet sei. Da wurde er auf einmal verstört und blaß, und in seinen Augen zuckte es. Mit einem Kopfschütteln verneinte er. Heute, wo ich mehr weiß als



damals, verstehe ich auch, weshalb er an diesem Abend so auffallend schweigsam blieb. Eines der Mädchen fragte ihn nach seinem musikalischen Lieblingsstück. Er antwortete mit leiser, fast zitternder Stimme: ‚Die Frühlingssonate von Beethoven.‘

Frühlingssonate? Ich wußte nicht gleich, welches es sein könnte. Die Mädchen gaben keine Ruhe und durchstöberten am nächsten Tag Bücher und Notenhefte, bis sie herausgefunden hatten, daß Beethovens Sonate in F-Dur, Opus 24, gemeint war. Sie beschlossen, unseren russischen Gast und Musikfreund mit seinem Lieblingsstück zu überraschen und quengelten so lange, bis ich einwilligte.

Die Sonate in F-Dur ist ein Frühwerk Beethovens; das tragende Motiv besitzt noch, wenn ich so sagen darf, Mozartsche Anklänge, besonders im ersten Satz. Aber schon der zweite Satz, das Adagio, ist in seiner Ausdruckskraft ein ganzer Beethoven, vortrefflich korrespondieren Klavier und Violine miteinander. Ruthilde entschied sich sogleich für das Adagio. Ich aber hatte — ich sagte schon, nicht wahr? — ein ungutes Gefühl. Wenn ich aber sagen sollte, weshalb, wüßte ich keine Antwort zu geben. War es das schwierige Violinsolo? War es mehr? Eine unklare Vorahnung?

Meine Frau und Ruthilde übten am Tage, denn Hauptmann Pritzker sollte ja überrascht werden. Ruthilde übertraf sich selbst, sie führte den Bogen, daß es eine Freude war; zart und doch kräftig, dann wieder klagend, fragend und zugleich wie weltentrückt.

Für den Abend, an dem wir die Frühlingssonate spielen wollten, hatten wir ein kleines Fest vorbereitet. Der Tisch wurde besonders schön gedeckt. Meine Frau hatte, ich weiß heute noch nicht woher, einige Flaschen Bier beschafft. Auch war von dem Wodka ein Rest übriggeblieben, der nun in einer kleinen Karaffe auf dem Tisch stand. Feuerrote Dahlien schmückten die Tafel.

Der Hauptmann erschien, und wir sahen auf den ersten Blick, daß er getrunken haben mußte. Er sprach etwas schwer und undeutlich. Ruthilde war traurig und enttäuscht. Sie flüsterte mir zu: ‚Nicht einen Tropfen hätte er getrunken, wenn er geahnt hätte, was wir heute vorhaben!‘ Ich nickte und tröstete sie. Heute möchte ich sagen: Er hat geahnt, wenn nicht gar gewußt, welche Überraschung auf ihn wartete; es wäre sonst unbegreiflich, daß er ausgerechnet an diesem Abend angetrunken kam — was vorher nie geschehen war. Er war kein Trinker, wie ich wohl schon gesagt habe.

Wir baten unseren Gast, im Sessel am Fenster Platz zu nehmen. Irmgart sprach zur Eröffnung des Abends ein Gedicht von Hermann Hesse, ‚Flötenspiel‘. Kennen Sie es? Es ist eines der schönsten von Hesse, in einfachem Volksliedton drückt es den völkerverbindenden Charakter der Musik aus. Ich kenne es auswendig, und wenn es Sie nicht stört, einen Professor Gedichte aufsagen zu hören, will ich es gern sprechen:

Ein Haus bei Nacht durch Strauch und Baum
Ein rotes Fenster glühen ließ,
Und dort im unsichtbaren Raum
Ein Flötenspieler stand und blies.
Es war ein Lied, so altbekannt,
Es floß so gütig in die Nacht,
Als wäre Heimat jedes Land,
Als wäre jeder Weg vollbracht.
Es war der Welt geheimer Sinn
In seinem Atem offenbart,
Und willig gab das Herz sich hin,
Und alle Zeit ward Gegenwart.

Darauf begannen meine Frau und meine Tochter das Adagio aus der F-Dur-Sonate zu spielen. Ich sah den Blick Ruthildes auf den Hauptmann gerichtet. Ihr Einsatz kam etwas später. Schon bei den ersten Tönen hob unser Gast den Kopf und lauschte. Er blickte jeden einzelnen von uns an, aber nicht erfreut, wie wir gehofft hatten, eher erstaunt, sogar zornig; auch bemerkte ich, daß sein Atem schwerer wurde.

Ich weiß nicht, ob Sie das Adagio kennen, dieses kleine Kunstwerk mit seiner wunderbaren Lieblichkeit, die, entschuldigen Sie das triviale Wort, ins Herz dringt, daß einen Zittern überfällt vor Wonne. Ich beobachtete Ruthilde, sie spielte vortrefflich. Plötzlich aber sah ich sie erschrecken: Hauptmann Pritzker wankte an den Tisch und goß den Inhalt der Wodka-Karaffe in ein Bierglas. Ich weiß nicht, warum ich nicht hingegangen bin und ihm das Glas aus der Hand genommen habe. Ich verstehe auch nicht, wie Ruthilde weiterspielen konnte. Sie hielt die Augen geschlossen, als wolle sie nicht sehen, was wir doch alle sahen. Der Hauptmann goß in einem einzigen Zuge den Wodka in sich hinein. Dann starrte er uns wieder an. Aufhören! Um Gottes willen aufhören! dachte ich. Ruthilde aber spielte weiter — und wie sie spielte! Meine Frau mußte einsetzen. Der Hauptmann hatte beide Hände vors Gesicht gepreßt, als litte er Qualen. Was bedeutete das alles nur? Warum eigentlich spielten sie noch?

Plötzlich geschah es. Ein Schrei, dem unverständliche Worte folgten — und plötzlich riß der Hauptmann mit einem Ruck die Tischdecke samt allem was darauf stand, herunter. Meine Frau schlug mit dem Kopf auf die Tasten des Flügels — wie ohnmächtig. Irmgart und Hänschen, zu Tode erschrocken, rannten aus dem Zimmer. Der Hauptmann zog mit seinem ganzen Gewicht an dem Schrank, in dem unsere Gläser und etwas Geschirr standen, so daß er über den Tisch fiel. Er zerrte mit einem Griff Vorhänge und Gardinen vom Fenster. Einem Stuhl gab er einen Tritt. Und ununterbrochen schrie er Flüche oder Drohungen in seiner Muttersprache heraus. Ruthilde, Geige und Bogen noch in der Hand, stand da und rührte sich nicht. Gleich wird er über sie herfallen, dachte ich, bereit, mich ihm entgegenzuwerfen. Statt dessen aber hockte er sich plötzlich in den Sessel, legte den Kopf auf die Lehne und weinte, schluchzte herzzerreißend.

Ich hatte meine Frau auf das Sofa gebettet, jetzt trat ich zu meiner Tochter und legte den Arm um ihre Schulter. So blickten wir auf den Unglücklichen, der den Kopf hin und her warf und wie ein Kind wimmerte.

Endlich kamen Soldaten der Militärpolizei und führten ihn ab. Niemand von uns fand in dieser Nacht Schlaf. Was wir alles vermuteten. Plötzlichen Wahnsinnsausbruch. Mein Gott, so etwas soll es geben. Und wer hat nicht schon von Amokläufern gehört? Nervenzusammenbruch, ja, das war unsere Meinung, anders konnten wir uns sein Verhalten nicht erklären. Und hätte ich vor einigen Stunden diese Geschichte erzählen müssen, so hätte ich mit diesen vagen Vermutungen und einer qualvollen Ungewißheit geendet. Seit ein paar Stunden weiß ich mehr.

Heute mittag nämlich hatte mich ein junger Offizier von der Kommandantur aufgesucht. Er bat für seinen Landsmann um Entschuldigung und erbot sich, den Schaden zu ersetzen. Dann erzählte er mir das Schicksal des Hauptmanns. Es ist noch tragischer, als wir vermuten konnten. Hören Sie nur:

Hauptmann Pritzker war vor seiner Einberufung zur Sowjetarmee Musikpädagoge am Konservatorium in Kiew. Er war verheiratet, hatte eine Tochter und einen Sohn, beide noch schulpflichtig. Im Jahre 1942 haben deutsche Soldaten der Hitler-Wehrmacht in Kiew Zehntausende Juden, Männer, Frauen, Kinder, zusammengetrieben wie Vieh und unweit der Stadt vor ihren Gräbern erschossen. Unter den Opfern befanden sich des Hauptmanns Frau und Kinder. Die Familie hatte am Abend, bevor Pritzker einberufen wurde, die Frühlingssonate von Beethoven gespielt. Der zwölfjährige Sohn Jason galt als ein hoffnungsvolles Talent im Violinspiel.“

Der Professor schwieg. Seine Frau hielt den Kopf tief gebeugt. Er strich ihr über das Haar und legte seinen Arm um ihre Schulter.

Greta war aufgestanden, sie wußte offenbar nicht recht, wohin sie sich wenden sollte. Nachdenklich fragte sie: „Was haben Sie unternommen, Herr Professor?“

„Ich?“ fragte Rinberger überrascht. „Ich bitte Sie, was könnte ich unternehmen?“ „Aber, Herr Professor, Sie können doch die Sache nicht auf sich beruhen lassen!“ Thomas schlug vor, Professor Rinberger solle an den Kommandanten schreiben, alles genau schildern und wissen lassen, daß er dem Hauptmann nichts nachtrage. „Wahrscheinlich wird der Oberst nicht antworten“, fügte er hinzu, „aber geschehen wird etwas, verlassen Sie sich darauf.“

„Die Schuldigen sind doch eigentlich wir“, sagte der Professor, „ich meine, wir Deutschen.“ Er blickte auf und fuhr fort: „Man stelle sich vor: Ein Offizier befindet sich als Sieger in dem Land, aus dem die Menschen kamen, die in seiner Heimat seine Frau und seine beiden Kinder umgebracht haben. Die Mörder sind besiegt, aber die Menschen dieses Landes sind den Mördern nicht in den Arm gefallen, sie haben sie gewähren, das heißt morden lassen. Und einsam geht er durch die Stadt der Besiegten. Da sitzt in ihrem Haus eine Familie — nicht einer fehlt: Mann, Frau, Töchter, Sohn — sie musizieren, spielen Schumann, Brahms und Mozart. Er steht auf der Straße und lauscht. Jeden Akkord kennt er; er ist Musiklehrer, ein Freund der Hausmusik. Musik ist stärker als Haß. Gleich einem Bittsteller klopft er an die Tür der Besiegten und — ja, der Mitschuldigen an seinem und seines Landes Unglück. Er darf zuhören und ist glücklich. Bei Deutschen, den Landsleuten derer, die seine Frau und Kinder und ungezählte Tausende anderer Frauen und Kinder in seiner Heimat ermordet haben. Er denkt daran, er muß immer wieder daran denken, und ihn packt, ihn überwältigt das ihm zugefügte Leid. Er will es betäuben, er will nicht, daß seine deutschen Bekannten etwas davon merken. Er trinkt, um zu vergessen. Und gerade das Stück, das sie nichtsahnend ihm zur Freude spielen, wird ihm zur größten Qual ... Ja, wir sind die Schuldigen, wir. Die Schuldigen sind wir.“ Professor Rinberger lehnte sich in seinen Sessel zurück. Seine Frau, die ihm mit großen Augen zugehört hatte, konnte ihre Tränen nicht mehr zurückdrängen.

Lange war es wieder still im Zimmer. Thomas unterbrach das Schweigen. „Herr Professor, Sie haben den Brief an den Kommandanten schon entworfen. Schreiben Sie ihm das, was Sie soeben gesagt haben.“

Oberst Pernikow ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein wenig steif, wie es seine Art war, auf und ab. Mitunter



blieb er minutenlang vor der offenen Doppeltür stehen, die auf die Veranda führte, und schaute hinaus in den Garten. An dem Strauchwerk, das sich den Zaun entlangzog, leuchteten goldgelbe Dolden in der Sonne, und im Steingarten, den der Gärtner an einem künstlichen Hügel angelegt hatte, blühte eine bunte Wunderwelt. Er blickte auf sie, ohne sie wahrzunehmen, denn seine Gedanken waren bei den Briefen, die auf dem Tisch lagen. Er hatte sie mehrere Male gelesen, Zeile für Zeile. Gretas Brief, der gestern abend gekommen war, hatte ihn nicht sonderlich berührt, eher geärgert. Was erdreistet sich dieses Mädel? Wer gab ihr das Recht, ihm Vorhaltungen zu machen? Dann aber war der Brief dieses deutschen Professors gebracht worden. Pernikow war beim Lesen errötet, aber nicht vor Zorn. Von den Zusammenhängen, die der Professor schilderte, hatte er nichts geahnt. Und nun fragte er sich: Was weiß ich eigentlich von den Offizieren, die unter meinem Befehl stehen, die in meinem Regiment gekämpft haben? Er wußte von ihnen beinahe nichts. Schon Kowalenkos Familienverhältnisse kannte er kaum, und der war sein Stellvertreter. Hatte Kowalenkos Frau nicht kommen sollen? Das war doch schon vor vielen Wochen bestätigt worden. Warum war sie noch nicht da? Er erinnerte sich, daß Kowalenko ihm vom Tode seines Sohnes erzählt hatte. Die Frau konnte es nicht über sich bringen, nach Deutschland zu fahren. Ja, davon hatte ihm Pawel Iwanowitsch erzählt. Und er hatte es angehört und — vergessen. Nichts wußte er von den Schicksalsschlägen, den Konflikten im Leben seiner Offiziere und Soldaten, die doch nicht schlechthin seine Untergebenen waren, sondern seine Kameraden, seine Genossen ... Und dieser Hauptmann? Der war in seinem Regiment gewesen, in der Politabteilung. Von Krasnodar bis Rostock. Und in Kiew hatten also, während er in der Armee stand, die Deutschen seine Familie umgebracht.

Der Oberst überlegte ... Da liest man in den Zeitungen, hört in Rundfunksendungen, auch in Gesprächen: Bei Woroschilowgrad zwölftausend Juden massakriert. In Kertsch Tausende Juden und Kommunisten gemeuchelt und in Massengräbern verscharrt. Man liest es, ist entsetzt, es dringt aber nicht mehr richtig ins Bewußtsein; der Verstand wehrt sich, diese Häufung von Verbrechen aufzunehmen. Das Verbrechen wird in seinem grauenvollen Übermaß gesichtslos. Dabei umschließt es Tausende, Hunderttausende Einzeltragödien. Der Oberst hatte den Tod oft und in verschiedenartiger Gestalt aus der Nähe kennengelernt. Nichts aber hatte ihn so erschüttert wie der Tod Nikitas, seines einzigen Sohnes, und er war nicht einmal dabeigewesen. Der Tod eines Angehörigen, schon der eines guten Freundes, bewegt uns ungleich mehr als der Tod Tausender Unbekannter ...

Und der Hauptmann? Hart ist er geprüft worden, dieser Musikpädagoge. Wahrscheinlich führte er ein zufriedenes, glückliches Familienleben, freute sich über seine heranwachsenden Kinder, wie ich über meinen Nikita. Plötzlich steht er nun da, mutterseelenallein, vereinsamt, hadernd mit seinem Geschick, das Leben verfluchend und doch am Leben hängend ...

Der Oberst setzte seinen Gang durch das Zimmer fort. Hatte sein Leben nicht mit dem des kraushaarigen Hauptmanns viele verwandte Züge? Hatten sie nicht gleichartige Schicksalsschläge zu ertragen? Waren sie nicht beide allein — und hatten doch einmal Familie, Frau und Kind, gehabt?

Vor der Verandatür hielt der Oberst inne. Er dachte: Und ich habe ihn ins Gesicht geschlagen. Ins eigene Gesicht möchte ich mich schlagen! Dummkopf, der ich bin, Narr, verfluchter! ...

Die Blumen standen da in ihrer farbenfrohen Unschuld. Das helle Laub der Birken leuchtete auf dem Hintergrund des blauen Sommerhimmels. In der schweren, gesättigten Luft lag ein süßer Duft. Bienen umsummten die Blüten. Von den Zweigen zwitscherte es. Überall Leben und Lebensfreude ... Plötzlich schlug sich der Oberst die Faust vor die Stirn. Der Hauptmann saß ja immer noch im Keller! Vor lauter Überlegungen und Einsichten vergesse ich wieder den Menschen, dachte er. Er nahm seine Mütze von der Dielengarderobe und rief seinem Burschen Aljoscha zu, er käme bald zurück.

Vor dem Kellereingang in der Kommandantur wurde ihm doch ein wenig beklommen zumute. Kühl war es hier unten. Auch modrig.

„Wieviel Mann befinden sich im Arrest?“ fragte er den Sergeanten, der ihm aufschloß.

„Acht Arrestanten haben wir, Genosse Kommandant! Sechs Soldaten und zwei Offiziere.“

Der Oberst nahm sich vor, in die Personalakten dieser Arrestanten hineinzusehen. Vielleicht konnte man sie herauslassen. Es war doch wirklich hart, an solchen Sommertagen in einem Keller kampieren zu müssen ... Ich bin heute zu ungewöhnlicher Milde aufgelegt, dachte er, während er dem Sergeanten durch den langen Kellergang folgte. Milde und Weichheit ist aber ein Unterschied. Für Weichheit war der Oberst nicht.

Eine Kellertür wurde aufgeschlossen. Der Oberst betrat den schmalen, länglichen Raum und blickte dem Hauptmann fest ins Gesicht. Der stand in strammer Haltung an der Wand unter dem vergitterten Fenster, durch das ein wenig Licht hereinfloß. Erst wollte der Oberst den Sergeanten fortschicken; aber er unterließ es. Kein Geheimnis daraus machen! Er hatte nichts zu verbergen.

„Genosse Hauptmann, ich komme, um mich bei Ihnen zu entschuldigen! Ich habe Ihnen unrecht getan, verzeihen Sie mir!“ Pritzker starrte auf den Kommandanten. Einen Augenblick lang standen sich die beiden Männer schweigend gegenüber. Dann streckte der Oberst dem Hauptmann die Hand hin: „Seien Sie mir nicht mehr böse!“

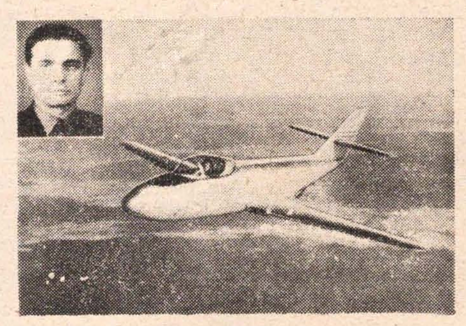
„Genosse Kommandant, ich bin nicht unschuldig. Ich habe gegen die Vorschriften verstoßen.“

„Ich weiß, mein Lieber“, erwiderte der Oberst. „Und dafür haben Sie im Arrest gesessen. Aber ich ... ich habe Ihnen unrecht getan. Ich kannte die Zusammenhänge nicht, verstehen Sie? Also, vertragen wir uns wieder, ja?“

Der Hauptmann ergriff die Hand des Obersts. Tränen rannen ihm übers Gesicht. Der Oberst konnte keine weinenden Männer leiden, weinende Soldaten schon gar nicht. Aber plötzlich fühlte auch er seine Augen feucht werden. Er dachte wieder daran, daß sie beide, der Hauptmann und er, am gleichen Unglück zu tragen hatten. Einer impulsiven Regung folgend, zog er den Hauptmann an sich und umarmte ihn.

„Kommen Sie, Nikolai Samuelowitsch, Ihre Strafe haben Sie abgebrummt.“ Der Oberst lächelte in das Gesicht des Offiziers. „Seien Sie heute mein Gast. Essen wir gemeinsam.“

Technik aus aller Welt



Weltrekord im Höhenflug

Mit einem Strahlflugzeug vom Typ „Jak 32" erreichte der sowjetische Testflieger Walentin Muchin einen neuen Weltrekord im Höhenflug von Sportflugzeugen dieser Klasse. Mit diesem Sport- und Übungsflugzeug, das mit modernsten Geräten ausgestattet ist, flog Muchin in einer Höhe von 14 283 Metern. Die „Jak 32" (siehe Bild) soll künftig in den Fliegerklubs und -schulen der Sowjetunion eingesetzt werden.

11 000 Meter Tauchtiefe

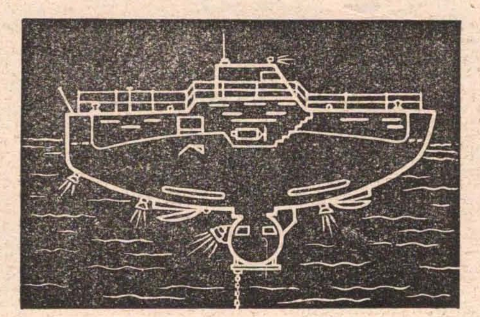
Ein neues Modell eines Bathyskaphs wurde unlängst von den jungen Leningrader Ingenieuren M. Diomidow und A. Dmitrijew konstruiert. Ihr Apparat kann bis in eine Tiefe von 11,5 Kilometern tauchen.

Der Bathyskaph wird von zwei kleinen, im Schwimmkörper eingebauten Elektromotoren getrieben und kann sich selbständig fortbewegen. Wie jedes andere Unterwasserfahrzeug ist der Apparat mit modernen Geräten für die Schiffssteuerung und die Verbindung ausgestattet.

Der sowjetische Bathyskaph ist ein Laboratorium, das zahlreiche wissenschaftliche Forschungsgeräte beherbergt. Die Forschungen erfolgen durch visuelle Beobachtung. Foto- und Filmaufnahmen können durch die Bullaugen geschossen werden, vor denen starke Scheinwerfer installiert sind. Für die Verbindung mit dem Schiff ist die Anlage eines Ultraschalltelegraphen vorgesehen.

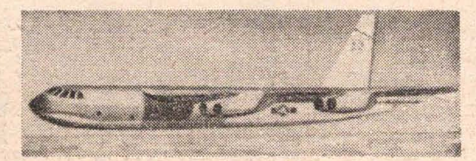
Der von den Mitarbeitern des wissenschaftlichen Forschungsinstituts „Gidrorybflot" konstruierte Bathyskaph wird in vieler Hinsicht vollkommener sein als die bisher gebräuchlichen im westlichen Ausland.

Die sowjetischen Ingenieure beabsichtigen, ein bequemeres und billigeres Tauchsystem, Triebschrauben für die vertikale Fortbewegung des Bathyskaph, neues Material zur Abdichtung der Kabel und der durch die Gondelwand führenden Leitungen sowie vieles andere anzuwenden.



Neue B-52 entwickelt

Vor kurzem führte die amerikanische Luftwaffe einen neuen, verbesserten Typ des Strahlbombers B-52 vor. Dieser Bomber, B-52-H, ist der Nachfolger des B-52-G, der zur Zeit bei der amerikanischen Luftwaffe im Einsatz steht. Die von den Boeing-Flugzeugwerken in Wichita (Kansas) entwickelte B-52-H hat acht Strahltriebwerke zu je 8000 kp Schub. Das ist bezeichnend für den Zustand der amerikanischen Raketenwaffe. Die US-Luftwaffe läßt noch immer Langstreckenbomber entwickeln, obwohl diese längst nicht mehr zu den modernsten Kampfmitteln zählen.



Die alte B-52 der US-Air force

Aus: „Nauka i Shisn"

Akku in Erbsengröße

Im VEB Grubenlampenwerk Zwickau wurde ein Akku konstruiert, der mit einem Durchmesser von nur 6 mm nicht größer als eine Erbse ist. Der Akku hat eine Spannung von 1,2 V und eine Kapazität von 5 Milliampere/h. Er ist für die im Manfred-von-Ardenne-Institut entwickelte verschluckbare Magensonde bestimmt, mit der Messungen über biologische Vorgänge im Darmtrakt des Menschen möglich sind.

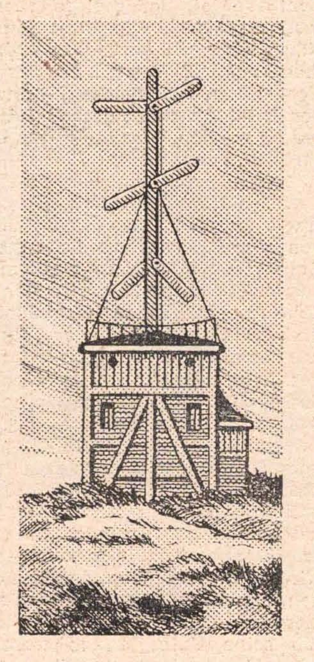


Nachrichtengebung mit Seilzug

Unsere Funker kämen tüchtig ins Schwitzen, müßten sie die vielen notwendigen Funksprüche noch mit dem optischen Telegrafen bewältigen. Aber Anno Tobak, genauer gesagt, seit 1792, übermittelte man Nachrichten, Depeschen usw. eben auf die Weise, daß der „Funkspruch" mittels des Chappeschen Telegrafen von Station zu Station weitergegeben wurde. Eigentlich arbeiten die Signalgasten auf den Schiffen nach dieser Methode. Die einzelnen Buchstaben des Alphabetes wurden durch bestimmte Stellungen der Flügelarme gekennzeichnet. Die folgende, in Sichtweite befindliche Station las mittels Fernrohrs den Spruch ab und vermittelte ihn sofort weiter. (Nebel durfte allerdings nicht sein!) 1832 wurde in Deutschland die erste Telegrafenlinie nach diesem System errichtet.

Obwohl die Sache umständlich war, wurde doch Beachtliches geleistet. Am 15. April 1809 z. B. konnte die Einnahme Münchens durch die Österreicher so rasch an Napoleon gemeldet werden, daß dieser schon am 22. April mit seinen Truppen vor München erscheinen konnte und die Österreicher schlug.

Die Erfindung des optischen Telegrafen durch den Franzosen Claude Chappe 1792 war der Schritt zum ersten weltbedeutenden Nachrichtensystem. Die Stationen standen auf Bergen oder Türmen und wurden von Hand bedient. Als gerissene Burschen die Depeschen abzulesen begannen und daraus Kapital schlugen, fing man mit der Chiffrierung an.



Zeichnungen: Busche

Der Begriff „Weltraumschiff" oder einfacher „Raumschiff" ist wohl einer der aktuellsten von denen, die aus dem Sprachgebrauch der Wissenschaften in den des Alltags vorgestoßen sind. Den jüngsten und aufsehenerregendsten Anlaß dazu lieferte der sensationelle erste Raumflug eines Menschen am 12. April 1961 in der Sowjetunion. Der Aufstieg des sowjetischen Fliegermajors Juri Alexejewitsch Gagarin in einer hermetischen Satellitenkabine, seine Erdumrundung auf einer 89-Minuten-Bahn und seine anschließende glückliche Landung im vorgesehenen Gebiet der Sowjetunion haben gezeigt, daß die Raumfahrtforschung nun doch schon nach wenigen Jahren in ihre höchste Phase, in die Phase des bemannten Fluges in den freien kosmischen Raum, eingetreten ist. Es war zugleich der bisherige Höhepunkt einer Entwicklungsserie, die am 15. Mai

Was ist ein Weltraumschiff?

Von Heinz Mielke

1960 mit der praktischen Erprobung eines ersten Raumschiffsatelliten begann.

Auch in den offiziellen Meldungen wurde dabei ganz eindeutig das Wort „Raumschiff" betont und zur eindeutigen Unterscheidung dieser Serie von vorangegangenen (Sputnik-, Lunik-Serie) benutzt, obwohl es zunächst etwas übertrieben schien, einen Raumflugkörper, der unbemannt in einer niedrigen Satellitenbahn um die Erde fliegt, als Raumschiff zu bezeichnen. Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß diese Bezeichnung durchaus wissenschaftlich korrekt gewählt wurde.

Schon die „Klassiker" der Astronautik (Ziolkowski, Oberth, v. Pirquet, Hohmann) prägten den Begriff „Weltraumschiff". Sicher lehnten sie sich dabei ganz eng an die technischen Errungenschaften ihrer Epoche (Jahrhundertwende) an, von denen die beginnende Luftfahrt vor allem mit ihren „Luftschiffen" den entscheidendsten Einfluß ausgeübt haben dürfte. So ähnelten ihre ersten Entwürfe von Raumschiffen auf ganz natürliche Weise sehr stark den äußeren Formen eines Luftschiffes. Andererseits führte nun eine ganze Stufenleiter vom erdverbundenen Schiff der Meere über das Schiff der Lüfte bis zum Schiff des unendlichen kosmischen Raumes. Allen gemeinsam war aber die grundlegende Definition „Schiff", die sich vielleicht am leichtesten an der Gegenüberstellung Luftballon — Luftschiff durchschauen läßt. Beide sind zunächst für den Transport von Menschen und Gütern gleichermaßen geeignet. Aber das Luftschiff hat im Gegensatz zum Ballon eine praktisch vollkommene Manövrierfähigkeit. Das heißt, es kann nach dem Willen des Menschen jedes beliebige Flugprogramm erfüllen, auch *gegen* die Kräfte der Natur (Wind)!

Sowjetischer Raumschiff-Satellitenkalender

Raumschiff	Starttermin	Umlaufmasse	Verlauf
I	15. 5. 1960	4540 kg	noch im Umlauf
II	19. 8. 1960	4590 kg	Rückführung erfolgreich
III	1. 12. 1960	4563 kg	verglüht
IV	9. 3. 1961	4700 kg	Rückführung erfolgreich
V	25. 3. 1961	4695 kg	Rückführung erfolgreich
VI	12. 4. 1961	4725 kg	Rückführung erfolgreich

Die Raumschiffe II bis V führten in hermetisch abgeschlossenen Kabinen neben zahlreichen anderen Versuchstieren auch Hunde mit.

Mit dem Start des Raumschiffes VI trat zum ersten Mal in der Geschichte unseres Planeten ein Mensch den Weltraumflug um die Erde an.



Major Gagarin, der erste Raumschiffkapitän der Welt, auf der Fahrt zum Startplatz. Foto: Zentralbild

Diese Feststellungen lassen sich nun uneingeschränkt auch auf den Bereich der Raumfahrt übertragen. Lediglich auf eine zusätzliche Bedingung muß hingewiesen werden, daß nämlich im klassischen Sinne unter „Raumschiff" nur Raumflugkörper verstanden werden sollten, die unmittelbar dem bemannten Raumflug dienen. Diese Bedingung ist auch erfüllt, wenn der Flugkörper alle dazu notwendigen technischen Einrichtungen aufweist, aus Erprobungsgründen aber noch kein Mensch am Flug selbst teilnimmt. Was allerdings die Anforderungen im Hinblick auf die Manövrierfähigkeit eines Raumschiffes betrifft, so wachsen hier die Bedingungen gegenüber der Luftfahrt ganz ungeheuerlich an. In der ersten Phase seines Gesamtflugprogrammes muß es, entgegen der Anziehungskraft der Erde, durch Antriebskräfte nach Größe und Richtung präzise in die anschließende astronautische „Freiflugbahn" gebracht werden. Ist diese Freiflugbahn im einfachsten Falle die Umlaufbahn eines künstlichen Satelliten, so muß am Ende des Flugprogrammes die sichere Rückkehr des Flugkörpers oder zumindest seiner Transportkabine an einen vorher festgelegten Ort der Erdoberfläche möglich sein. Der vollkommenste Typ zukünftiger Raumschiffe soll es dann einmal möglich machen, nach Belieben die Erde zu verlassen, auf energetisch möglichen Raumflugbahnen andere Himmelskörper zu erreichen, dort zu landen und nach einer gewissen Aufenthaltszeit wieder den Rückflug zur Erde anzutreten. Die ersten bedeutsamen Schritte in der Richtung auf dieses phantastische Ziel wurden von sowjetischen Raumfahrtforschern mit ihren Raumschiffsatelliten schon getan.

Lesen Sie in den folgenden Heften
„Rückkehr aus dem Weltenraum"
„Die Ausrüstung des Kosmonauten"

Gesamtauflage 14,5 Millionen

Fünf Jahre angespannter Arbeit haben einen schönen Erfolg gezeitigt: In dieser relativ kurzen Zeit ist es dem Deutschen Militärverlag gelungen, nicht nur bekannt, sondern als einer der Spitzenverlage der Deutschen Demokratischen Republik anerkannt zu werden. Die Auflagenentwicklung seit 1956 ist in der Tat erstaunlich. Im Gründungsjahr erschienen 117 Titel, davon rund 80 Prozent Broschüren. In diesem Jahr sind es 158 Titel, aber 70 Prozent davon sind Bücher. Insgesamt wurden bis Ende 1960 586 Titel mit einer Gesamtauflage von 14½ Millionen herausgebracht.

Eine echte literarische Sensation war 1959 die Herausgabe des Buches „Sie kämpften für Deutschland" über die Geschichte der Bewegung Freies Deutschland bei der ersten ukrainischen Front, das aus einer Idee des Verlages heraus entstand und in fast allen Staaten Europas Verbreitung fand. Der Deutsche Militärverlag war es auch, der als erster deutscher Verlag das Prosawerk „Krieg" des sonst als Dramatiker berühmten Wischnewski veröffentlichte.

Fünf Bücher aus der Produktion des Verlages wurden in dieser Zeit als „Schönstes Buch des Jahres" ausgezeichnet. 1957 war es das „Traktat über die Kriegskunst" von Ssun-ols und 1960 Heinz Mielkes „Künstliche Satelliten und Raumraketen", und wenn man von der Bestellfreudigkeit der Buchhändler und vom Interesse der Besucher auf der diesjährigen Frühjahrsmesse schließen darf auf die Zahl der späteren Käufer, so sind meiner Beobachtung nach die Erzeugnisse des Deutschen Militärverlages auch in diesem Jahr wieder sehr gefragt. Gegenüber der Frühjahrsmesse 1960 wurde dann auch eine Absatzsteigerung von 40 Prozent erzielt.

Natürlich reizen solche Bücher wie „Die Tscheka greift ein" oder „In den Schützengräben von Stalingrad" auch schon vom Titel her und das Bedürfnis des Lesers nach spannender Literatur wird sowohl durch die monatlichen Hefte der Erzählerreihe (Auflage jeweils 160 000) als auch durch die Taschenbuchreihe befriedigt, die in diesem Jahr um die Titel „Tempel des Satans" von Wolfgang Schreyer, „Die Flucht" von Georges Cogniot und durch Viktor Michailows „Unter falschem Namen" erweitert wird. Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Neuerscheinungen der Reihe „Kämpfende Kunst" „Unter Spaniens Himmel" von Egon Erwin Kisch, Fjodor Gladkows „Zement" u. a. Bisher erschienen in dieser Reihe 25 Titel, darunter Autoren wie Weinert, Bredel, Wischnewski oder Graphikbände von Lea Grundig, Kurt Zimmermann u. a. Selbstverständlich hat der Verlag für 1961 auch eine ganze Anzahl militärhistorischer Spitzenerzeugnisse in Vorbereitung oder bereits ausgeliefert. So erscheinen noch im Mai/Juni als Beginn einer vielbändigen Reihe drei Ausgaben der „Erinnerungen sowjetischer Heerführer des zweiten Weltkrieges": Tschuikow — „Stalingrad — Anfang des Wegs", Jeremenko — „Tage der Bewährung" und Trawkin — „Torpedo los!" Nicht zu vergessen die sogenannte Schlachtenreihe: Kursk, Woronesh, Moskau, Kaukasus, Südukraine. Wenn man will, kann man das in Kürze erscheinende dreibändige Werk „Geschichte des zweiten Weltkrieges" (darunter ein Kartenband) als Punkt hinter den ersten fünf Jahren Verlagsarbeit betrachten. Aber schon ist ein ähnliches großes Projekt im Visier: eine 6bändige Ausgabe der „Geschichte des Großen Vaterländischen Krieges", deren erster Band gegenwärtig in der Sowjetunion aufgelegt wird.

Eine sehr verdienstvolle Arbeit leistet der Verlag auf dem Gebiet der militärischen Fachliteratur zur Unterstützung der Truppenpraxis. Unter Mitwirkung erfahrener Truppenoffiziere werden laufend Schriften aus allen Teilgebieten der einzelnen Waffengattungen veröffentlicht. In diesem Jahr sind es: „Die Plan-, Richt- und optischen Geräte der Artillerie", „Handgranaten — Wurf", „Grundlagen des Schießens aus dem Panzer", „Kernenergie und Flotte" usw. Es ist sehr zu begrüßen, wenn die Kommandeure und Offiziere die Bemühungen des Deutschen Militärverlages durch die stärkere Auswertung unterstützen und dafür sorgen, daß dessen Erzeugnisse in den Armeebibliotheken in genügender Anzahl vorhanden sind. Fest steht, daß das Angebot hohen Ansprüchen gerecht wird und zum 5. Jahrestag des Bestehens kann man dem Deutschen Militärverlag nur mehr Papier und für die Zukunft noch mehr Leser wünschen.

Lothar Kitzing

Aus der BÜCHERKISTE

„Besitzt du wenigstens eine Waffe?" fragt Brockmann seinen neuen Mitarbeiter Alexej, der 1920 nach zweijähriger Abwesenheit, nach Kämpfen, Krankheit und Dienst in einer Sonderabteilung in seine Heimatstadt Cherson zurückkehrt, um bei der Tscheka zu arbeiten. Und Brockmann winkt verächtlich ab, als er den kleinen belgischen Browning sieht.

„Das ist doch keine Waffe für einen Tschekisten!" So sucht sich Alexej im Magazin einen zuverlässigen Nagan aus, auf den er sich jederzeit verlassen kann, und er tut gut daran.

Für Alexej beginnt der Kampf gegen Weißgardisten, Interventen, Banditen, ein Kampf ohne eindeutige Fronten; der Feind steht überall. Es geht um Leben und Tod, es geht um Sein oder Nichtsein der jungen Sowjetmacht. Spione und Verräter sind in den Reihen der Roten Armee, sie müssen erkannt und entlarvt werden; Banden terrorisieren die Dörfer. Aber die Tscheka nimmt den Kampf auf! Da werden Nacht für Nacht die Stellungen der Arbeiterbataillone durch Lichtsignale an die Weißen verraten — die Sekretärin des Stabes ist die Spionin. Sie und ihre Verbindungsleute werden durch Alexej und seine Genossen gestellt und entlarvt. Da wütet in der Nähe Chersons, in Aljoschki, die Smagin-Bande, mordet Parteiarbeiter und die mit den Sowjets sympathisierenden Bauern. Alexej geht im Auftrag der Tscheka in diese Stadt, wird von der bildhübschen Dina umgarnt und — er ist bei der Armee als Stabsschreiber „beschäftigt" — läßt sich von ihr für die Bande anwerben. Er tritt zum Schein der Bande bei und spielt die Doppelrolle, die nicht einmal allen eigenen Genossen bekannt ist. Er „stiehlt" den Operationsplan der Roten Armee, um das Vertrauen des Bandenchefs zu erwerben, er schafft im Auftrage der Bande eine Höllenmaschine in den Stab und wird um ein Haar selbst mit in die Luft gejagt. Dann schlägt die Tscheka zu. Die Banditen werden verhaftet oder im Feuergefecht vernichtet. Aber der Anführer entkommt und mit ihm einige seiner Leute. Noch gibt es keine Ruhe, noch zittern die Dorfbewohner, ängstigen sich die hübschen Mädchen vor der „Banditen-Hochzeit". Die Jagd geht weiter, die blutige, opfervolle Jagd.

So schildert das Buch außerordentlich erregend und mitreißend die schwere, verantwortungsvolle Arbeit der Tscheka in den zwanziger Jahren, wobei die historischen Ereignisse den Hintergrund abgeben. Und in jedem Kapitel wird spürbar: Die Frage Brockmanns nach Alexejs Waffe war sehr berechtigt. Der kleine belgische Browning hätte wahrlich nicht genügt.



Wenn wir das Buch empfehlen, haben wir dabei Bedenken eigener Art: Wer hier einmal anfängt, der vergißt alles ringsum. Genossen, haltet auch beim Lesen Disziplin! Und laßt euch nachts nicht vom U. v. D. ertappen. Für Spannung haben die Autoren gesorgt, für die Folgen müßt ihr dann selbst aufkommen.

Anekdotisches



Vignetten: Parschau

Platzmangel

Frühsport. Soldat Frommert ist wieder einmal der letzte beim Heraustreten. Sein Zug ist schon abgerückt. Fröstelnd sucht er sich ein warmes Plätzchen im Heizungskeller. Der OvD, der gerade seine Kontrolle beenden will, bemerkt ihn.
OvD: „Genosse Frommert, warum machen Sie keinen Frühsport?"
Frommert: „Draußen ist es so kühl."
OvD: „Wenn nun jeder seinen Frühsport im Heizungskeller machen wollte..."
Frommert: „Aber, Genosse Hauptmann, so viel Platz ist doch hier gar nicht!"

Noch einmal von vorn

Neue Soldaten, Urlaubsbelehrung. Der Hauptfeldwebel am Schluß der Stunde: „Daß mir ja keiner unangenehm auffällt. Sonst müssen wir es so lange üben, bis es klappt. Verstanden?"
Alle: „Jawohl, Genosse Hauptfeldwebel!"

Ausgeladen

Der FDJ-Sekretär des Truppenteils kommt zum Parteigruppenorganisator einer Kompanie.
„Bei uns ist heute Versammlung", empfängt dieser ihn.
„Der Parteigruppe?"
„Ja, wir wollen über die Jugendarbeit beraten."
„Habt ihr denn auch den FDJ-Sekretär der Kompanie eingeladen?"
„Nein! Der soll mal seine Leitungssitzung machen, damit die Jugendarbeit besser wird!"

Ein Radeberger wäre mir lieber



Seit der neue Stellvertreter für Versorgung seine Funktion übernommen hat, steht wöchentlich fünfmal Thüringer Rotwurst auf dem Magenfahrplan. Bald hat es sich herumgesprochen: Unser neuer Versorger stammt aus Thüringen. Meint einer: „Nicht auszudenken, wenn er Harzer wäre."

Schande hin, Schande her

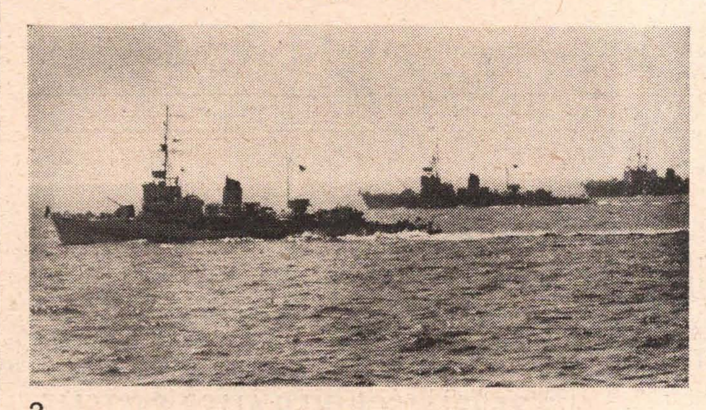
Mit weitausholenden Schritten strebt Kanonier Zelefski dem Kasernentor zu. Osterurlaub. Plötzlich bremst er seine Schritte. Fast hätte er den Kompaniechef umgerannt. Der schmunzelt verständnisvoll: „Guten Urlaub, Genosse Zelefski, und machen Sie der Kompanie keine Schande."
Kanonier Zelefski, mit seinen Gedanken schon einige Bahnstationen vorausgeeilt: „Danke, gleichfalls, Genosse Hauptmann."



1

DAS foto FÜR SIE

Alle Leser der „Armee-Rundschau", die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummern der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug, 18 × 24 cm, erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben sie auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,— DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin N 4, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. — Bestellung und Bezahlung erfolgen gleichzeitig. Die Fotos werden durch den Deutschen Militärverlag kostenlos zugestellt. — Achtung! Alle Leser der „Armee-Rundschau", die jeden Monat „Das Foto für Sie" bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke (Anschriftsaufdrucke) der Versandtaschen drei der besten Fotos, die nicht in den Serien veröffentlicht wurden, kostenlos. Deshalb die Versandtaschen nicht wegwerfen! Ausführliche Bedingungen siehe Heft 1/61.



2



3

Das Foto für Sie 5/61	Bild 1	Bild 2	Bild 3

Kennst du deine Waffenbrüder?

Vor sechs Jahren, am 14. Mai 1955, wurde der Warschauer Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand zwischen der UdSSR, den europäischen Ländern der Volksdemokratie und der DDR abgeschlossen. Acht Länder gehören diesem Vertragssystem an, und ihre Armeen – vereinigt in einem gemeinsamen Oberkommando – schützen zuverlässig jeden einzelnen Mitgliedstaat vor imperialistischen Aggressoren.

Sieben Fotos findest Du auf dieser und der nebenstehenden Seite. Genossen aus sieben Armeen des Warschauer Vertrages sind auf ihnen abgebildet. Suche herauszufinden, aus welcher Armee jedes einzelne Foto stammt.

10 Preise winken

1. ein Luftgewehr;
2. ein Theaterglas;
3. der wertvolle Bildband „Immer gefechtsbereit";
4. ein Jahresband der „Armee-Rundschau" 1960 und weitere wertvolle Buchpreise.

Die Auflösung und die Namen der glücklichen Gewinner werden im Juli-Heft veröffentlicht.

Einsendungen unter dem Kennwort „Kennst Du Deine Waffenbrüder?" sind zu richten an die Redaktion „Armee-Rundschau", Berlin N 3, Postfach 7986.

Einsendeschluß 25. Mai (Datum des Poststempels).

Die Antwort auf unsere Frage (Postkarte genügt) muß lauten:

Albanische Volksarmee Bild Nr. ...

Bulgarische Volksarmee Bild Nr. ...

Polnische Volksarmee Bild Nr. ...

Rumänische Volksarmee Bild Nr. ...

Sowjetarmee Bild Nr. ...

Tschechoslowakische Volksarmee Bild Nr. ...

Ungarische Volksarmee Bild Nr. ...



1



2



3



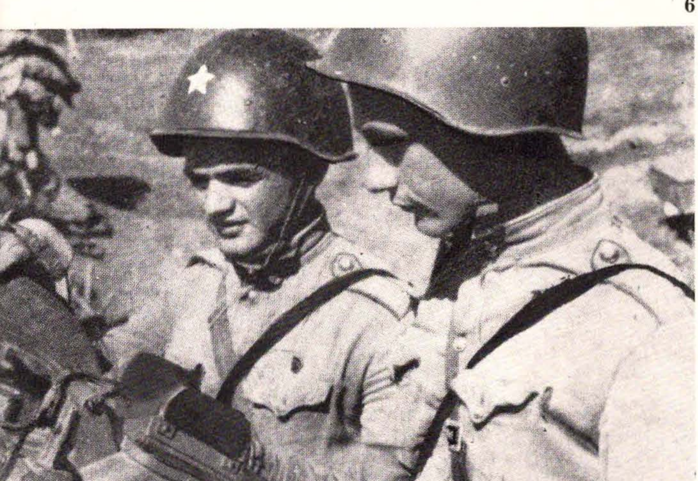
4



Das neue AR-Preisausschreiben

5

6



7





UNSERE FORTSETZUNGSGESCHICHTE

Der schwarze Jet

VON HARRY THÜRK

4. Fortsetzung

Powers macht in Moskau seine Aussagen. Barbara Powers glaubt, ihr Mann sei tot. Ein Spezialbeauftragter der Firma Loockheed hat sie auf ihrer Heimreise nach Amerika unterwegs abgefangen, um sie von übereilten Schritten abzuhalten, die die Interessen der Firma schädigen könnten! Barbara Powers verspricht dem Agenten, sich jeglicher Äußerung über die Sache zu enthalten. Da erfährt sie aus der Zeitung, daß ihr Mann lebt.

Es trifft sie wie ein Schlag. Mit zitternden Händen kauft sie das Blatt, das ihr Bild und das ihres Mannes auf der Titelseite trägt. Sie wirft einen Blick darauf, aber es ist ihr unmöglich, zu lesen, was da steht. Die Buchstaben tanzen vor ihren Augen. Miller bringt die erregte, taumelnde Frau zum Wagen. Für ihn ist die Nachricht nicht neu. Er weiß seit gestern davon. Und jetzt ist er froh, daß er mit Barbara Powers sprechen konnte, bevor sie die Neuigkeit hörte. Er spielt den Erstaunten, dann gratuliert er ihr. Und während er den Wagen aus der Stadt lenkt, sagt er: „Dadurch entsteht eine neue Lage, Mrs. Powers. Nun müssen Sie erst recht auf uns vertrauen, denn wenn irgend jemand etwas für Ihren Mann erreichen kann, dann sind wir es.“
Er ist sehr zufrieden, als die junge Frau ihn mit tränennassen Augen anblickt und leise sagt: „Ja ... Sie müssen etwas tun! Mein Gott, er hat einen Auftrag des Präsidenten erfüllt, es stand in den Zeitungen. Und der Präsident kann keine Aufträge erteilen, die verbrecherisch sind. Warum wird er gefangengehalten? Sie ... Sie müssen mir helfen, bitte ... Ich muß zu Gary ... irgendwie muß ich zu ihm können ...“
Bill Miller ist Psychologe genug, um zu erkennen, daß ihm gelungen ist, was er vorhatte.

*

Die Hebriden, jene Gruppe felsiger Inseln vor der schottischen Westküste, sind das Ziel der Kuriermaschine des Obersten Tools, der auch bei diesem Flug wieder einen unauffälligen Zivilanzug vom letzten Schnitt trägt.
Diese Reise hat einen besonderen Zweck. Ihr gingen einige Besprechungen im Amt Dulles voraus, in denen eine wichtige Änderung in der Taktik der Luftspionage festgelegt wurde. In Zukunft sollen nicht nur die USA allein Spionageflüge starten. NATO und SEATO sollen weitgehend in das Spionageprogramm eingespannt werden. In kurzer Zeit soll die UdSSR nicht mehr in der Lage sein, die USA allein der Luftspionage zu bezichtigen. Es ist eines der Ablenkungsmanöver, wie sie nach Bedarf in der Giftküche des Pentagons ausgeheckt werden. Sein Zweck ist, möglichst viele andere Staaten an der Spionage gegen die Sowjetunion zu beteiligen und sie dadurch als Mittäter noch enger mit dem USA-Imperialismus zu verketten.

◀ *Ein neues Gesicht bei der DEFA: Jana Brejchowa. Diese tschechoslowakische Schauspielerin übernahm die Rolle der Pat in dem mit Spannung zu erwartenden Film „Der Traum des Hauptmann Loy“ nach dem gleichnamigen Roman von Wolfgang Schreyer; Regie und Buch von Prof. Dr. Kurt Maetzig.*
Foto: K. Wünsch — DEFA

Die Hebriden haben für ostwärts gerichtete Flüge eine günstige strategische Lage. Experten der Meteorologie haben zudem herausgefunden, daß auch die Witterungsbedingungen für den Einsatz von U-2-Flugzeugen von einem Stützpunkt auf den Inseln außerordentlich günstig sind. Es gibt bereits Stützpunkte auf den Hebriden, in South Uist, St. Kilda und Uig, besonders Raketenabschußrampen. Vor der Küste von Lewis wurden 1952 ausgedehnte Experimente mit bakteriologischen Kampfmitteln ausgeführt. Nun geht es um die Errichtung eines großen Luftstützpunktes in Stornoway, einer Stadt mit 12 000 Einwohnern. Außer Tools wissen nur wenige Leute heute schon, daß dieser Stützpunkt U-2-Flugzeuge beherbergen soll. Eine „Forschungseinheit“ aus Norfolk, Virginia, soll hierher verlegt werden und die Kontrolle über den Stützpunkt ausüben. Doch kurz bevor das alles verwirklicht werden soll, sind plötzlich unerwartete Schwierigkeiten eingetreten. Oberst Tools ist unterwegs, um nach dem Rechten zu sehen.

Als er die Stadthalle betritt, spürt er bereits die Atmosphäre, die alles andere als günstig ist. Unauffällig setzt er sich auf einen der wenigen freien Stühle. Es sind mehr als 700 Einwohner der Stadt zu der Versammlung gekommen, die von Kenneth MacCrae, einem Kaplan der Freien Kirche, geleitet wird. Und dieser Kenneth MacCrae hält vor der bis auf den letzten Stehplatz gefüllten Stadthalle eine Rede, in der er die Errichtung des NATO-Stützpunktes in Stornoway als potentiellen Massenmord bezeichnet. Vor ihm hat der Provost Donald Steward gesprochen, ein würdiger alter Mann, der über die Versammlung präsidiert. Er sagte, daß diese Versammlung den Geist der gesamten Bevölkerung von Stornoway repräsentiert. Tools hört mit wütend verkniffenem Gesicht zu, wie nun eine Resolution vorgelesen wird, die der britischen Regierung das Mißtrauen ausspricht und gegen die Errichtung des Stützpunktes protestiert.

Man könnte denken, in einer kommunistischen Versammlung zu sitzen, überlegt Tools erbittert. Die Reden, die man da zu hören bekäme, würden sich kaum von denen unterscheiden, die hier geführt werden. Die Leute sträuben sich gegen den Ausbau des Stützpunktes. Sie wollen keine Amerikaner auf der Insel sehen, keine amerikanischen Flugzeuge, keine NATO-Truppen.

Er spürt, daß die Leute um ihn herum erregt sind. Ich habe einen Fehler gemacht, denkt er, ich hätte mich als Pressevertreter anmelden sollen. Er sitzt zwischen einer fülligen Frau mittleren Alters, die laut Beifall klatscht, und einem bärtigen Fischer, der bedächtig nickt, als der Kaplan erklärt, daß die Regierung offenbar bereit sei, die Bevölkerung der Inseln zu opfern, die Bevölkerung sich dagegen aber energisch zur Wehr setzen würde.

Tools ist nicht wohl zumute, als die Resolution verlesen wird, die jedem Abgeordneten des Unterhauses persönlich zugeleitet werden soll. Er hört das beifällige Gemurmel im Saal. Die Frau neben ihm stößt ihn impulsiv in die Rippen und flüstert: „Das ist es! Das sind endlich mal ein paar offene Worte, nicht?“

Verwirrt nickt er, und die Frau streift ihn mit einem prüfenden Blick. Der Fischer auf der anderen Seite brennt sich eine Pfeife an und pafft Rauchwölkchen vor sich hin. In seinem faltigen Gesicht glaubt Tools Schadenfreude lesen zu können.

Käme ich doch nur hier heraus, denkt Tools. Könnte ich doch jetzt aufstehen und gehen. Aber er kann es nicht, denn zwischen den Stühlen gibt es keinen Platz mehr, die Leute stehen dicht gedrängt bis hinaus auf die Straße.
Und dann geschieht das, wovor sich Oberst Tools so sehr gefürchtet hat. Der Kaplan am Rednerpult hält die Resolution hoch und verlangt von denen, die ihr zustimmen, das Handzeichen. Rechts und links sieht Tools Hände emporschießen. Es sind harte, wettergegerbte Hände von Fischern und Arbeitern. Sie recken sich hoch, und Tools merkt, wie ihm der Schweiß auf die Stirn tritt. Er rührt sich nicht, bis die Frau neben ihm plötzlich sagt: „Na, und Sie? Schlafen Sie denn? Warum heben Sie nicht Ihre Hand?"
Sie sagt es so laut, daß ein halbes Dutzend Gesichter sich plötzlich Tools zuwenden. Das Blut schießt ihm zu Kopfe. Er möchte losbrüllen, eine Serie obszöner Flüche in den Saal schreien, aber er traut sich nicht, auch nur ein Wort zu sagen. „Er wird dagegen stimmen wollen...", hört er die Stimme des Fischers. Der Mann nimmt die Pfeife beim Sprechen nicht aus dem Mund. Im selben Augenblick ruft die Frau erbost: „Dann ist er auch so einer, der noch nie etwas vom Krieg gespürt hat...!" Ihre Augen funkeln ihn an. Tools fürchtet, daß sie ihm in der nächsten Sekunde an die Kehle springt. Er weiß später nicht zu sagen, wie er aus dem Saal gekommen ist. Nur eines weiß er: Oberst Tools hat bei der Abstimmung im letzten Augenblick noch seine Zustimmung zu dem Protest gegeben! Er hat es aus Angst getan. Und während er zum Flugplatz fährt, wo er mit Repräsentanten der NATO zu verhandeln hat, bewegt ihn nur ein Gedanke: Hoffentlich hat mich kein Mensch erkannt! Hoffentlich gelingt es mir, diese beschämende Niederlage zeit meines Lebens geheimzuhalten!
Seine Hände zittern, als er in der Flugplatzkantine einen großen schottischen Whisky trinkt. In zehn Minuten wird er das Sitzungszimmer betreten und wieder der alte Tools sein, er hofft es jedenfalls. Er verlangt noch einen Whisky, und der Barkeeper, der ihm das Glas vollschenkt, sagt gemütlich: „Bißchen abgespannt, Mister, was? Da schmeckt ein Whisky." „Ja...", sagt Tools gedankenverloren. Der Barkeeper grinst über das ganze Gesicht. Er bleibt gleich mit der Flasche in der Hand in der Nähe stehen, und als Tools ausgetrunken hat, empfiehlt er ihm: „Nehmen Sie eine Flasche mit, wenn Sie weiterreisen, Mister. Als Gruß gewissermaßen von Stornoway. Eine Flasche Whisky ist die tröstlichste Erinnerung an schöne Stunden, vertrauen Sie mir, Mister, ich habe Erfahrung in so was..."
Er feixt hinter dem Amerikaner her, der ihm wütend ein Geldstück auf die Theke knallt und dann aus dem Lokal verschwindet.

*

Es ist der 19. Mai 1960.
Paris, das sich lange auf die Gipfelkonferenz der Großmächte vorbereitet hat, ist in gespannter Erwartung. Die Verkäufer der Boulevardzeitungen brauchen sich nicht die Hälse wund zu schreien, ihre Blätter werden ihnen aus den Händen gerissen. Jeder will wissen, ob Eisenhower endlich das getan hat, was die primitivste Voraussetzung für die entscheidende Konferenz ist, ob er seine Haltung zu den Spionageflügen der U-2 geändert, der Sowjetunion sein Bedauern darüber ausgedrückt, die Verantwortlichen dafür zur Rechenschaft gezogen und die Erklärung abgegeben hat, daß sich solche Flüge nicht wiederholen werden.

Aber Eisenhower schweigt. Sein Pressesekretär Hagerty hat Journalisten erklärt, daß der Präsident nicht daran denke, die berechtigten Forderungen des sowjetischen Staatschefs zu erfüllen. Aber Eisenhower übersieht, daß sich Millionen Franzosen, wie Millionen Menschen in der ganzen Welt, die Frage vorlegen, ob der sowjetische Staatschef überhaupt mit dem Regierungschef der USA über die Entspannung und die friedliche Koexistenz reden kann, wenn die USA zur gleichen Zeit darauf bestehen, ihre Spionageflugzeuge weiterhin über das Territorium der Sowjetunion zu schicken. Ein solches Verhalten ist die offene Erklärung aggressiver Absichten, und sie zerstört die Basis für jedes Gespräch, das der Erhaltung des Friedens dienen soll.

Die Bürger von Paris sind gastfreundlich und zuvorkommend. Aber für das Verhalten Eisenhowers fehlt ihnen jedes Verständnis. Will er dadurch die Konferenz zum Scheitern bringen? Nach tagelangem Warten scheint es so, als ob Eisenhower nicht nach Paris gekommen sei, um die Verständigung zu suchen, sondern vielmehr, um den Versuch zu unternehmen, der Sowjetunion seine Politik zu diktieren. Die Pariser lächeln. Sie sehen Nikita Sergejewitsch Chruschtschow nicht zum ersten Male in der Stadt, und für sie ist klar, daß



die Sowjetunion sich niemals der frechen Herausforderung Eisenhowers beugen wird.
Es sind nicht wenige, die jeden Tag in der Nähe der sowjetischen Botschaft darauf warten, Chruschtschow zu sehen. Er hat nicht die Furcht der anderen Staatsmänner, die sich nur in ihren kugelsicheren Cadillacs bewegen. Chruschtschow verläßt oft das Botschaftsgebäude, um einen Spaziergang zu machen. Er sieht sich die Schaufenster und den Verkehr auf den Straßen an, beobachtet die Arbeiter, die eine Leitung ausbessern, und sieht dem Gedrängel an den Straßenbahnhaltestellen zu. Oft kommt er nur ein paar Schritte weit, dann umringt ihn eine bunte Menschenmenge, und sein Dolmetscher muß Schwerarbeit leisten, um alle Fragen und Antworten zu übersetzen.
Die Pariser haben sich mit Chruschtschow angefreundet. Ihnen gefallen seine offene, ehrliche Art, sein Interesse für das Leben in Frankreich, seine lustigen Bemerkungen, seine ganze Einstellung zu den Dingen, die heute auch jeden Bürger Frankreichs bewegen. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die Politik der Sowjetunion darauf gerichtet ist, den Frieden zu erhalten. Und deshalb kann Nikita Sergejewitsch Chruschtschow in Paris ohne den Schutz kugelsicherer Limousinen jederzeit spazierengehen, solange er will und wohin er will. Er vertritt die Sowjetunion, und die Sowjetunion vertritt die Lebensinteressen der friedlichen Menschen überall in der Welt. Das haben die Pariser sehr wohl begriffen.
Vor dem Gebäude der Botschaft fragt ihn ein Reporter: „Ist nun alles aus?“
Chruschtschow schüttelt energisch den Kopf. „Nein, nein, nein!“ Er erklärt dem Mann geduldig, daß er jederzeit zum Verhandeln bereit sei, wenn die USA die selbstverständlichen Voraussetzungen für die Konferenz erfüllen.
„Aber Mister Eisenhower hat verlauten lassen, daß er keinesfalls das tun wird, was Sie von ihm erwarten.“
„Ich hoffe, er kommt noch zur Vernunft“, sagt Chruschtschow bedauernd. „Es liegt bei ihm. Sie werden einsehen, daß die Sowjetunion nicht unter dem Zwang einer Drohung verhandeln kann. Nicht wir sind in den Luftraum der USA eingedrungen, sondern die USA haben unsere Grenzen verletzt.“
„Abschießen!“ sagt eine Stimme aus der Menge, die sich bereits wieder um Chruschtschow angesammelt hat. „Da hilft nur eins: abschießen. Dann werden die Amerikaner merken, daß sie nicht ungestraft tun können, was sie wollen.“
Chruschtschow nickt dem Sprecher zu. Es ist einer von den Straßenbahnern, die in der Nähe ihren Schichtwechsel vollzogen haben. „Wir haben die U-2 abgeschossen, und dasselbe wird mit jedem anderen Eindringling geschehen!“ sagt Chruschtschow. Der Reporter schreibt.
„Richtig“, sagt der Straßenbahner. „Ich hoffe nur, daß der nächste Präsident der USA mehr Vernunft und gesunden Menschenverstand hat als Eisenhower!“
Der Reporter fragt: „Werden Sie nach Hause zurückkehren, wenn die Aussicht auf die Abhaltung der Konferenz noch schlechter geworden ist, Monsieur Chruschtschow?“
„Ja, das werde ich tun“, erwidert der sowjetische Staatschef. „Die ganze Welt weiß, von wem es abhängt, ob das Treffen stattfindet oder nicht. Mister Eisenhower hat sich zu entscheiden. Ich werde seine Entscheidung abwarten. Aber die Sowjetunion wird jederzeit zu Verhandlungen auf höchster Ebene bereit sein, gleich ob Mister Eisenhower die Voraussetzungen dafür schafft oder sein Nachfolger im Amte des Präsidenten.“
Der Reporter bedankt sich für die Auskunft. Als er sein Notizbuch zuklappt, ruft der Straßenbahner ihm zu: „So, nun lauf zu Eisenhower und rate ihm, daß er Vernunft annimmt!“
Aber der Entschluß Eisenhowers, es nicht zu einem Gipfeltreffen kommen zu lassen, steht fest, und er zwingt die Regierungschefs Frankreichs und Englands, sich seinem Vorgehen anzuschließen. Die Völker sind enttäuscht und erbittert über diese Haltung des amerikanischen Präsidenten. Aber die Bosse der amerikanischen Rüstungsindustrie reiben sich die Hände. Für sie läuft das große Geschäft an. —

*

Ende Mai ist es, als Barbara Powers in Milledgeville zum erstenmal Post von ihrem Mann bekommt. Es ist ein langer Brief, und er ist am 26. Mai in Moskau, Dsershinskistraße 2, aufgegeben. Gary Powers, der inhaftierte Spionagepilot, schreibt:
„Meine liebste Barbara!
Ich möchte Dich wissen lassen, daß ich Dich liebe und Dich sehr vermisse. Ich wußte es nicht, bis ich mich in dieser Lage wiederfand. Gerade weil ich nicht weiß, wann, wenn überhaupt, ich Dich wiedersehe, ist es mir klargeworden, was Du

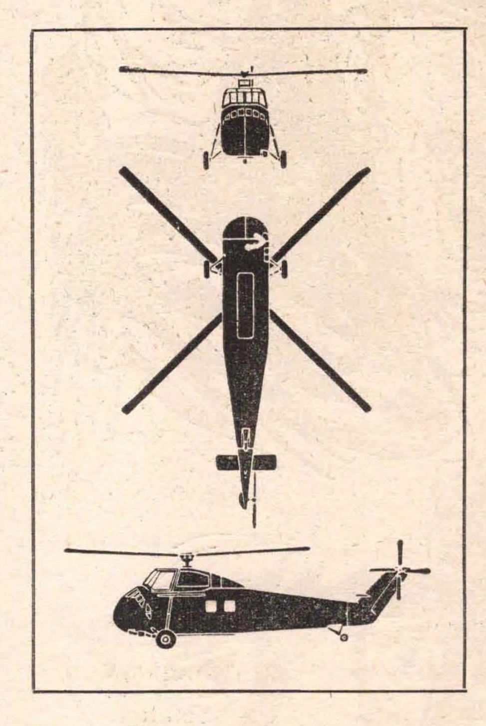
(Fortsetzung auf Seite 303)



Illustrationen: Paul Klimpke

NATO-Flugzeuge im Visier

H-34 D „Choctaw“

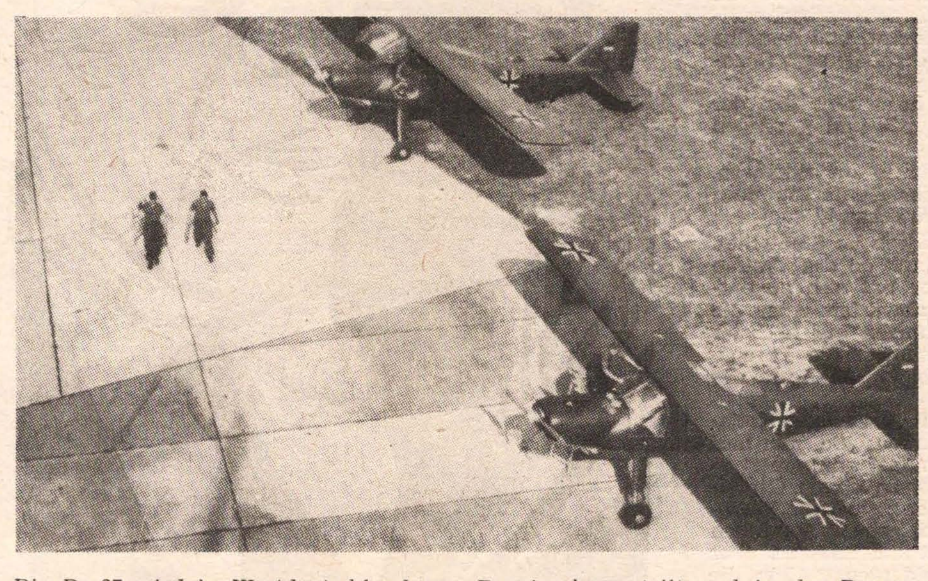




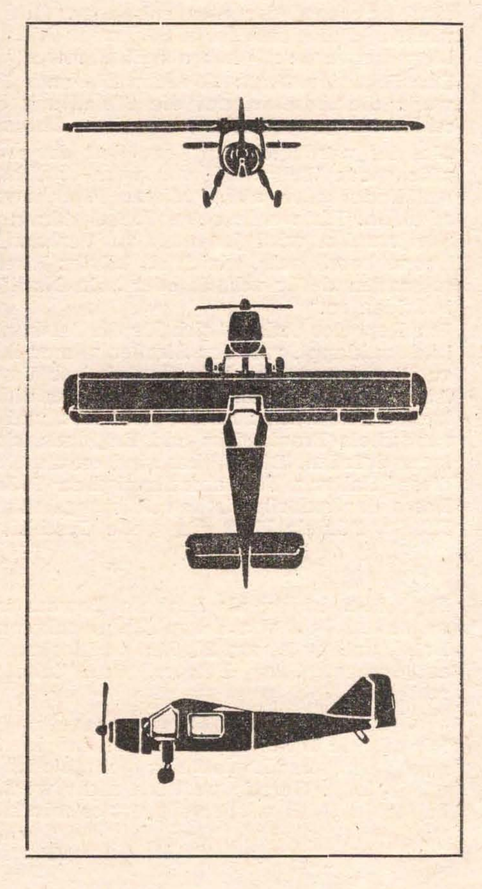
Der amerikanische Hubschrauber H-34 D ist eine Weiterentwicklung des H-19. In der westdeutschen Luftwaffe wird der H-34 D unter der Bezeichnung „Sikorsky S-58“ eingesetzt. Er dient als Transporthubschrauber. Seine taktisch-technischen Daten sind:

Triebwerk:	**1 Rotor**	**Reichweite:**	**bis 435 km**
Bewaffnung:	**Der H-34 D kann mit 20-mm-Bordkanonen, sMG, Panzerabwehrraketen und lMG ausgerüstet sein**	**Gipfelhöhe:**	**3660 m**
		Länge:	**20,0 m**
		Breite:	**1,73 m**
		Höhe:	**4,32 m**
Höchstgeschwindigkeit:	**167 km/h**	**Nutzlast:**	**1800 kg oder 12 Soldaten**
Marschgeschwindigkeit:	**162 km/h**	**Besatzung:**	**2 Mann**

Do-27



Die Do-27 wird in Westdeutschland von Dornier hergestellt und in der Bonner Armee als Mehrzweckflugzeug eingesetzt.



Taktisch-technische Daten:

Triebwerk:	**Kolbentriebwerk**	**Reichweite:**	**880 km**
Höchstgeschwindigkeit:	**260 km/h**	**Gipfelhöhe:**	**6200 m**
Marschgeschwindigkeit:	**225 km/h**	**Länge:**	**9,6 m**
		Spannweite:	**12 m**
		Besatzung:	**1 Mann**

Ansprache: Eindecker (Schulterdecker), einmotorig, einfaches Leitwerk mit Fahrwerk.

Neu erscheint

Taschenbuch Luftschutz

Herausgeber Dr.-Ing. H. Unger, Berlin,

mit Beiträgen von Rolf Fischer, Bauingenieur Günter Meyer, Dipl.-Ing. Gunter Hentsche, Dipl.-Ing. Karl Schmidt, Dr.-Ing. Hans Unger, Dipl.-Ing. Wolfgang Langner, sämtlich Berlin.

Teil I

Allgemeines · Luftangriffswaffen der Gegenwart · Wirkung von Sprengbomben auf Hindernisse · Physikalische Grundlagen, Aufbau und Wirkungen der Kernwaffen Schutzbauwerke für die Bevölkerung Schutzbauwerke und Schutzmaßnahmen in Betrieben · Berechnung baulicher Anlagen des Luftschutzes

Etwa 410 Seiten mit zahlreichen Abbildungen · 8° Geb. etwa 21,60 DM · Erscheint Frühjahr 1961

Teil II

Be- und Entlüftung von Schutzanlagen Be- und Entwässerung von Schutzanlagen Heizung von Schutzanlagen · Elektroversorgung von Schutzanlagen · Brandschutzdienst · Rettungs- und Bergungsarbeiten Sprengarbeiten im Luftschutz · Verdunkelung · Chemische Kampfstoffe und ihre Wirkungen · Die Entgiftung · Die Schutzmittel · Biologische Kampfstoffe und ihre Wirkungen · Veterinärdienst.

Etwa 350 Seiten mit zahlreichen Abbildungen · 8° Geb. etwa 18,— DM · Erscheint Herbst 1961

In diesem Taschenbuch gibt eine Anzahl berufener Fachleute einen Gesamtüberblick über das weite Gebiet der modernen Luftschutztechnik. Es soll in Wort und Bild all denen, die als Mitarbeiter der Organisation freiwilliger Luftschutzhelfer wirken und insbesondere den Leitern von Betrieben, Ingenieuren und Technikern, die mit der Ausarbeitung von Objekten und Maßnahmen des Luftschutzes zu tun haben, auf alle Fragen die richtige Antwort vermitteln und eine gute Untermauerung des eigenen Wissens geben.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen

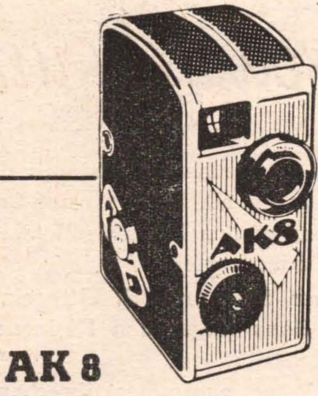


B. G. Teubner Verlagsgesellschaft · Leipzig



Das mußte man filmen ...

natürlich mit der AK 8. Durch ihre verblüffend einfache Bedienungsweise wird das Filmen genau so leicht wie das Fotografieren.
Diese kleine handliche Schmalfilmkamera ist genau die richtige für den Amateur.



AK 8

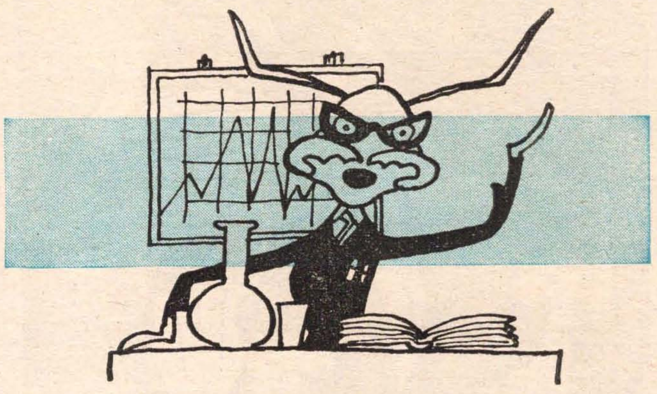
*Merkmale: Federwerksantrieb, optischer Sucher mit Warnmarke. Fix-Focus-Objektiv 2,8/10 mm. Automatisches Filmzählwerk.
Verschiedene Einstellmöglichkeiten: normaler Lauf, Dauerlauf und Einzelbild, Belichtungswertuhr. Umfangreiches Zubehör.*

Preis ab DM 215,—



VEB KAMERA- UND KINOWERKE DRESDEN

Die Fabel von der Ameise und dem Marabu



Die Ameise war im ganzen Land bekannt. Sie galt als ein Experte in allen sportlichen Fragen. Wollte jemand wissen, wer den Rekord im Hochsprung hält, wandte er sich an sie und bekam sofort eine präzise Antwort: Die Heuschrecke sprang dann und dann, unter den und den Umständen, so und so hoch.

Die Ameise wartete mit sämtlichen Ergebnissen aus der Welt des Sports auf, bereiste das ganze Land, eilte von einer Meisterschaft zur anderen und war ein lebendes Sportlexikon.

Eines Tages fand ein großes internationales Sportfest statt. Die Teilnehmer kamen aus vielen, vielen Ländern. Da erschienen der leichtfüßige Hirsch, die anmutige Antilope, als Tauchkünstler die Robbe — kurzum, es war das herausragendste Ereignis aller Zeiten.

Wie das so ist, war auch die Presse erschienen. Der weise Marabu, Chefredakteur des afrikanischen Kontinents, hatte natürlich ebenfalls schon vom Ruhm der Ameise gehört.

Auf der Pressekonferenz waren alle entzückt von dem phänomenalen Wissen der Ameise.

Bis plötzlich der Marabu in seiner bedächtigen Art fragte: „Und du, liebe Ameise, welche Sportart betreibst du aktiv?"

Die Ameise antwortete mit einem überlegenen Lächeln: „Ich wandere doch von einer Veranstaltung zur anderen, halte hier ein Sportreferat und beteilige mich dort an einem Sportforum. Da habe ich für den aktiven Sport natürlich keine Zeit."

Nach einer Weile eisigen Schweigens erhob sich der Marabu, löste die Pressekonferenz auf und sagte verächtlich: „Theoretisches Wissen nutzt uns allen nur dann, wenn man es mit der Praxis verbinden kann."

G. W.

Hans Grodotzki und der „schwarze" Peter

Als der kleine Peter, schwarzhaarig und mit dunklen Augen, kaum sieben Jahre alt, beim Armee-Cross im Friedrichshain vor dem großen Hans Grodotzki stand, da war das Erlebnis für ihn perfekt.

„Herr Grodotzki, geben Sie mir doch bitte ein Autogramm!", bat Peter. Hans fragte den Kleinen: „Hast du denn auch einen Bleistift?"

Da schien es über Peter zusammenzubrechen. Verzweifelt blickte er um sich. Doch da nahte der Retter in höchster Not: Ein Sportfreund bemerkte die heikle Situation und reichte Hans seinen Füllhalter. Kurz darauf hatte Peter sein Autogramm, und mit einem freudigen „Danke" und einem freundlichen „Bitte" eilten der Kleine und der Große davon. Hans lief sich weiter fleißig warm, während Peter schon auf den Sieg seines Hans Grodotzki schwor.

Als der Lauf begann, fieberte ein kleines Herz um seinen Hans. Beide Daumen drückend, erwartete Peter seinen großen Freund am Ziel. Erregt und stürmisch schrie er: „Schneller, Hans!", denn dicht hinter ihm lag auch ein ganz Großer, der polnische Sportfreund Ozog. Kaum war Hans über den Zielstreifen gelaufen, da stand Peter wieder vor ihm. Keiner vermochte ihn daran zu hindern — die Absperrposten nicht und auch nicht die anderen Gratulanten in der Uniform der Nationalen Volksarmee. Peter stand vor dem blonden Hans und sagte ganz aufgeregt: „Ich gratuliere dir!" Hans Grodotzki war nach diesem schweren Kampf verständlicherweise sehr erschöpft, aber er lächelte und gab seinem unbekannten kleinen Freund die Hand.

Seitdem schwört Peter auf Hans Grodotzki — und darauf, daß er auch einmal Langstreckenläufer wird. R. D.

Vignetten: Parschau



Wassersprünge

Vollendung krönt das Meisterstück —
und jeder sieht's auf einen Blick,
ein solcher Sprung ist Goldes wert.
Das Kampfgericht darf unbeschwert
die Neun vergeben oder Zehn.
Doch sollten Sie nach rechts hinsehn
zu Hermann Buhl. Als Springeras
taugt er wohl nicht, da fehlt ihm was,
an Haltung mangelt's überall —
sein Sprung ist mehr ein Wasser„fall".

— ti

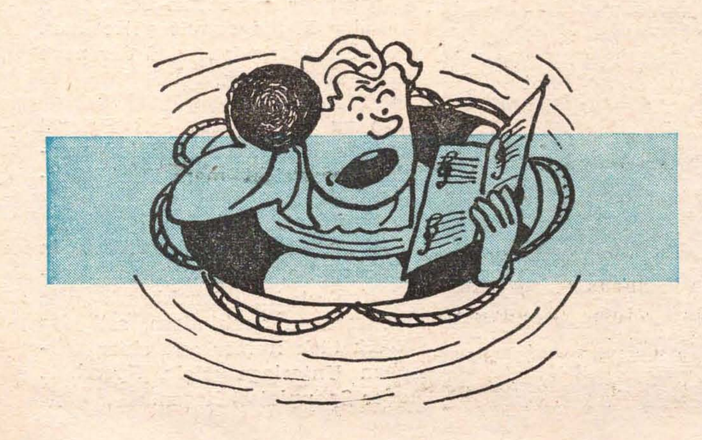
Ja, so etwas!

Mit stolzgeschwellter Brust erzählt Kompaniechef Hauruck am Wasserplatz den zu Besuch weilenden Artilleristen: „Wir wurden beste Kompanie, weil wir die Norm im Schnellbrückenbau unterboten haben, einen guten Chor besitzen und alle Genossen das Sportabzeichen tragen."

Voll Bewunderung schauen alle auf die an einer Fähre arbeitenden Pioniere. Nach einer Weile sieht Kanonier Sportfrei den Kompaniechef fragend an: „Was trägt denn dort die Hälfte der Genossen am Arm?"

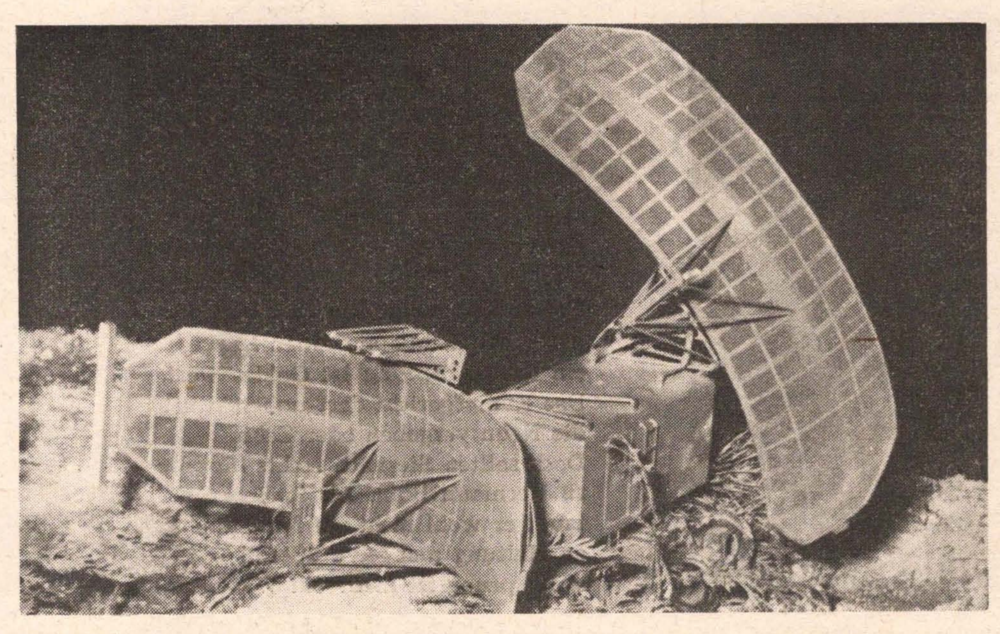
So ganz nebenbei bekommt er zu hören: „Ach, das ist weiter nichts. Wir halten nur die Vorschriften ein, denn dieses gelbe Bändchen müssen alle Nichtschwimmer tragen!"

W.



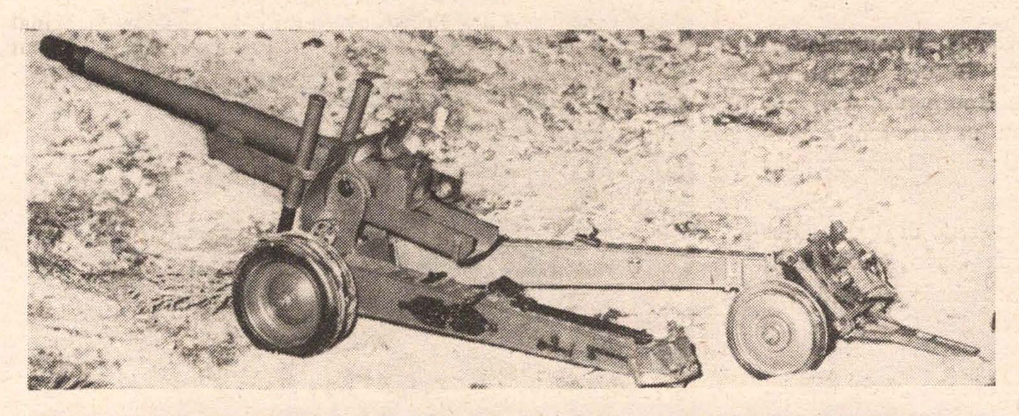


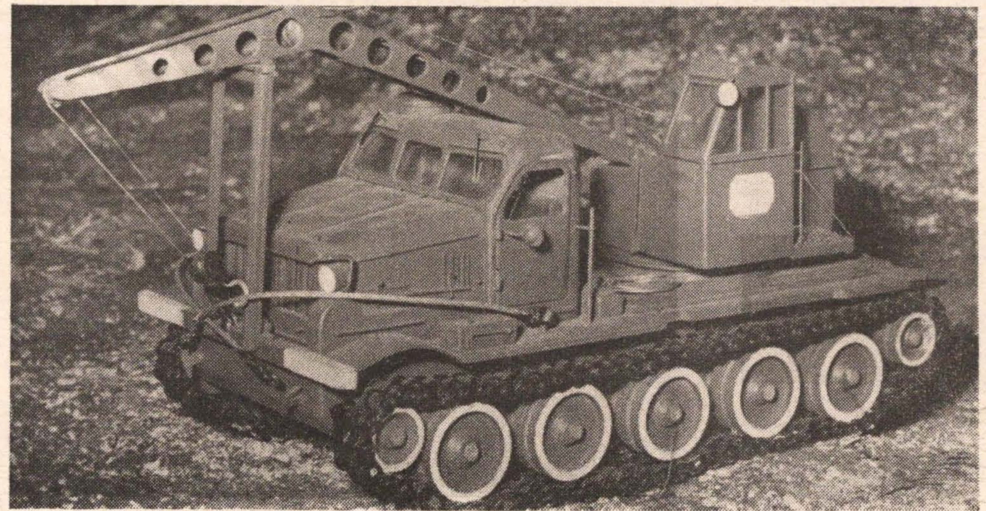
NACH DIENST *in der Bastelecke*



Militärische Modelle . . .

. . . gezeigt auf einer Ausstellung im Haus der Nationalen Volksarmee zu Rostock. Ob Panzer, Spezialfahrzeug, Haubitze, Funkmeßstation oder Flugzeug, alle zeugten sie vom Können und der Liebe unserer Bastler zu ihrem Steckenpferd. „AR" zeigt heute zunächst eine Auswahl der Modelle und wird in Kürze mehr über ihren Bau berichten.
Vielleicht schreibt Ihr, Bastler aller Gebiete, uns Eure Wünsche und Anregungen. Berichtet uns auch über Eure Arbeit. Wir sind gern bereit, Euch zu besuchen und in der „Armee-Rundschau" Rat und Hinweise zu geben.





Kleine Kniffe

Das Einrosten kleiner Schrauben an Geräten, die dem Wetter ausgesetzt sind, verhindert man, indem die Schrauben in eine Graphit-Öllösung getaucht werden. Noch nach Jahren können sie ohne Schwierigkeiten gelöst werden.

Schraubenköpfe brechen manchmal am Schlitz ab. Wie bekommt man aber dann die Schraube aus dem Holz? Man preßt an der Seite, an der die Schraube beschädigt ist, ein Stückchen Leiste fest an den unteren Teil des Schraubenziehers und dreht es mit dem Werkzeug. So läßt sich die Schraube leicht herausziehen.

Eingerostete Schrauben lassen sich mühelos aus Metallteilen herausziehen, wenn man das Werkstück mit dem Lötkolben oder auf andere Art erwärmt.

Sind Muttern festgerostet, so löst man sie am besten, wenn man etwas Petroleum benutzt. Dadurch löst sich der Rost. Sind neue Muttern festgefressen, dann auf jeden Fall Öl nehmen!

Zaunpfähle und Pfähle für andere Zwecke aus Nadelholz, in die Krampen für den zu spannenden Draht eingeschlagen werden, kohlt man an diesen Stellen mit der Lötlampe leicht an. So verhindert man Fäulnis an diesen Stellen.

Löcher in Lederteile schlagen ist nicht schwer, wenn man sich einen Nagel an der Spitze scharf und rechtwinklig abfeilt. Er wirkt so als Schneidwerkzeug.

Beim Ausbessern einer gegipsten Wand werden zuerst die alten Gipsränder mit Firnis bestrichen. Ist der Firnis soweit getrocknet, daß er klebrig ist, wird der neue Gips aufgetragen.

Um zu verhindern, daß Spiegel in den Waschräumen blind werden, bestreicht man ihre Rückseite mit Schellack.

Um ein Ausreißen der Löcher in Holz und anderen weichen Werkstoffen beim Durchbruch des Bohrers zu verhindern, soll das Werkstück immer auf einer weichen Unterlage (Holz, Sperrholz oder Spanplatte) liegen.

Flammen über dem Gefechtsfeld

(Fortsetzung von Seite 267)

Zur zweiten Hauptgruppe gehören die **Tornisterflammenwerfer** und die auf **Fahrgestellen** montierten Geräte. Diese Flammenwerfer sind hauptsächlich für Angriffshandlungen vorgesehen, sie können jedoch auch wirksam in der Verteidigung eingesetzt werden.

Diese Gruppe umfaßt:

a) **Flammenwerfer für den einmaligen Gebrauch** — hierbei handelt es sich um kleine, einfach konstruierte Geräte, die vom Bedienenden, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, weggeworfen werden. Der Soldat erfüllt dann seine weiteren Aufgaben mit Hilfe seiner persönlichen Waffe;

b) **Tornisterflammenwerfer** — die von den kämpfenden Soldaten auf dem Rücken getragen werden;

c) **Schwere Infanterieflammenwerfer** — die auf einfache Lafetten montiert sind;

d) **Flammenwerfer auf leichten oder gepanzerten Fahrzeugen;**

e) **Panzer-Flammenwerfer** — die Flammenwerfereinrichtung ist im Panzer eingebaut, sie kann sowohl die Hauptwaffe als auch die Zusatzwaffe sein.

Von allen Flammenwerfertypen sind die Tornisterflammenwerfer am weitesten verbreitet. Da diese Geräte von den Soldaten getragen werden, muß man bei ihrer Konstruktion davon ausgehen, solche Geräte zu schaffen, die möglichst klein sind und nur wenig wiegen, aber dennoch eine große Reichweite haben und einen verhältnismäßig großen Vorrat an Flammenwerfergemisch fassen können. Außerdem müssen diese Geräte funktionssicher und einfach zu bedienen sein.

Die Behälter für das Flammenwerfergemisch der Tornisterflammenwerfer können verschiedene Formen haben. Im allgemeinen werden halbring- und zylinderförmige Behälter sowie Systeme aus mehreren zylindrischen Behältern verwendet. Die Behälter sind meist aus hochgradig legierten Materialien und leichten Mischmetallen hergestellt. Um eine maximale Reichweite zu erreichen, wird der Form und der Oberflächenbearbeitung der hydraulischen Einrichtungen besondere Sorgfalt geschenkt. Der Arbeitsdruck im Behälter ist abhängig von der verwendeten Brennflüssigkeit, vom Düsendurchmesser und von den hydraulischen Einrichtungen; bei Tornisterflammenwerfern beträgt er 15 bis 20 atü. Das Flammenwerfergemisch wird bei den Tornisterflammenwerfern hauptsächlich durch eine Pulverladung oder durch Preßluft aus dem Behälter herausgeschleudert und gewöhnlich durch eine Zündpatrone mit mechanischem oder elektrischem Zünder (seltener durch eine Zündung oder eine andere Kombination) gezündet.

Die Anzahl der Flammenstöße ist abhängig vom Gesamtvolumen des Flammenwerfers und von der Dauer der einzelnen Flammenstöße. Mit einer Füllung können bei Tornisterflammenwerfern im allgemeinen 1 bis 10 Flammenstöße abgefeuert werden.

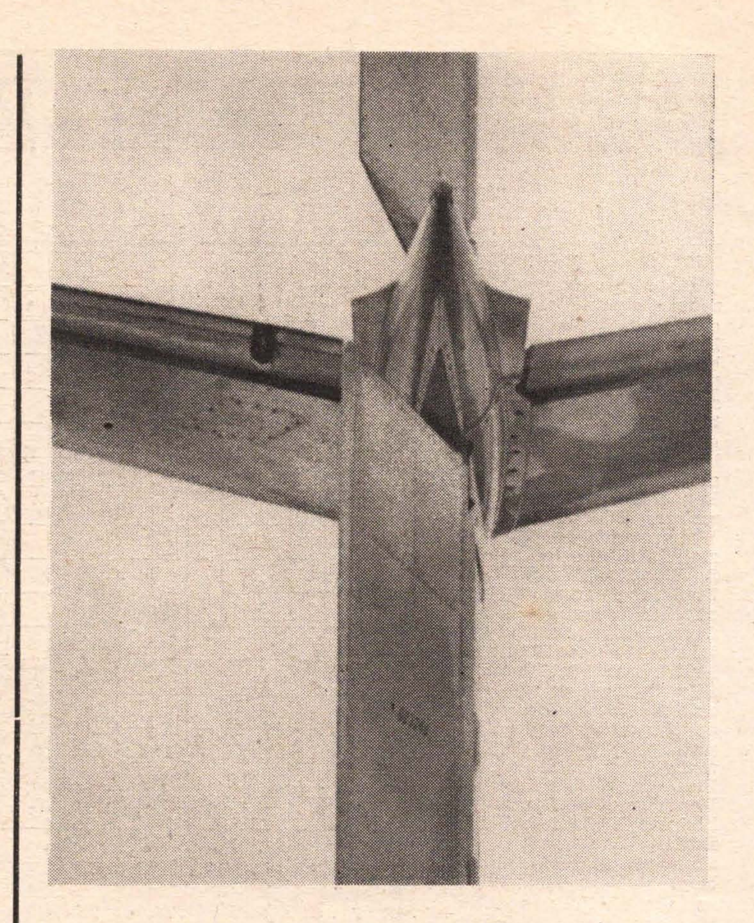
Der Vorteil der Brandmittel besteht darin, daß auch geringe Mengen von Brandstoffen oder Gemischen einen großen Brand entfachen können, während bei Brisanzgeschossen die Wirkung immer im Verhältnis zum Aufwand an Sprengmitteln steht.

Der große Nachteil aller Flammenwerfer liegt in ihrer geringen Reichweite, da es häufig sehr schwierig ist, sich dem Gegner auf eine wirksame Reichweite zu nähern. Dennoch erwiesen sich die Flammenwerfer im zweiten Weltkrieg im Angriff und in der Verteidigung als wirksames Mittel. Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß die Flammenwerfer auch bei Gefechten in Wäldern, in den Bergen, in Häuserruinen usw. eingesetzt werden können.

Flammenwerfer sind eine wirksame Waffe vor allem gegen lebende Kräfte, zur Niederringung von Widerstandsnestern, zur Säuberung von Gräben, zur Vernichtung von kleinen Verteidigungsanlagen, zum Trennen der Infanterie von den Panzern und im Straßenkampf.

Die Vorzüge der Flammenwerfer kommen vor allem im Masseneinsatz auf dem Gefechtsfeld zur Geltung. Bei der Erschütterung der Kampfmoral des Gegners können sie eine entscheidende Rolle spielen und so wesentlich zu seiner Vernichtung beitragen.

Durch ihre besonderen Eigenschaften sind die Flammenwerfer zweifellos geeignet, die anderen Waffen wirksam zu ergänzen.



Bist du im Bilde?

Unsere 5. Folge des Preisrätsels „Bist du im Bilde?“ bringt den Rätselfreunden die erste Lesereinsendung. Hellmut Krug aus Halle stellt heute die Frage:

„Was ist das für ein Gebilde?“

Ja, du liest richtig, ganz einfach: Was ist das für ein Gebilde? Ob es etwa eine Schiffsschraube ist oder ein „Wartburg“ nach einem Unfall, die Luftschraube einer IL-18 oder Eisenplatten, die ein Kran hebt?

Doch wozu soviel Worte, rate, lieber Freund, denn dann winkt dir ein Preis zu 20,—, 10,— oder 5,— DM als Lohn. Deine Einsendung schicke bitte wie immer an die Redaktion

„Armee-Rundschau“, Berlin N 3
Postschließfach 7986

Letzter Einsendetermin ist der 27. Mai (Poststempel). Und nicht vergessen: Jede Idee, die unsere Leser aus dem militärischen Alltag einsenden, wird bei Veröffentlichung mit 20,— DM honoriert!

Auflösung aus „AR“ Nr. 3/61

Natürlich hatte jemand an der Sache (an der Haubitze) gedreht. Nämlich die Redaktion. Sie montierte das Rohr eines rückstoßfreien Geschützes auf die Haubitze und harrte der Dinge, die da kommen mußten. Und sie kamen! In Gestalt von diesmal nur 27 richtigen Lösungen. Daraus wurden durch das Los die Preisträger ermittelt.

Hier sind sie:

20,— DM erhält Günter Sander aus Tiefenort (Werra);

10,— DM gewann Günter Lipp aus Sondershausen;

5,— DM gab Fortuna Helmut Angrick aus Finsterwalde (NL).

Wenn es auch diesmal etwas schwer war, dafür aber toi, toi, toi für's nächste Mal!

KREUZWORTRÄTSEL

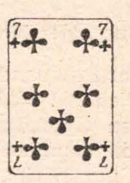
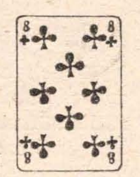
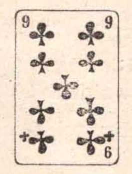
Waagerecht: 1. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 5. Name der Gebr., denen der erste Flug in einem selbstgebauten Motorflugzeug gelang, 7. bekannter deutscher Luftschiffführer (1868 bis 1954), 10. Fliegertrainingsgerät, 14. Lebensbund, 15. nordafrik. Hafenstadt, 17. Stand in der Feudalordnung, 18. Ureinwohner Südamerikas, 20. Weltorganisation, 21. Spezialschiff, 22. griech. Insel, 24. Stadt im Bez. Suhl, 25. Fluß zur Nordsee, 26. Papagei, 27. Figur aus der Oper „Lohengrin", 29. einjähriges Fohlen, 32. griech. Bezirksstadt, 33. deutscher Filmschauspieler, 34. Bezeichn. für die Zerlegung des Fernsehbildes in Bildpunkte, 35. Autor des Romans „Der Untertan", 37. Fluß in Ostsibirien, 38. Vorgebirge, 40. Blume, 44. kleinste Einheit bei den Luftstreitkräften, 46. Scheuersand, 48. europ. Hauptstadt in der Landessprache, 49. Volksrepublik, 53. deutscher Bildhauer (1831–1911), 56. Vorhaben, 57. russ. Mathematiker (Raketentechnik), 58. Fahrzeughavarie, 59. Stadt im sächs. Braunkohlengebiet, 60. Raubvogel, 62. europ. Hauptstadt, 65. Halbinsel im Norden der SU, 67. Textdichter der Oper „Oberon", 68. röm. Quellnymphe, 72. Kurierfahrzeug, 73. deutscher PKW, 75. Laufschuhe, 76. positiv oder negativ geladenes Atom, 78. german. Gottheit, 81. südamerikanisches Wurfgerät, 83. Teil der Rundfunkanlage, 85. weibl. Vorname, 87. griech. Buchstabe, 90. nord. Vogel, 93. Schweizer Kanton, 95. Spion, 97. sowj. Fliegerfilm, 99. weibl. Vorname, 100. Schweizer Dichter (1819–90), 101. westl. Halbinsel Großbritanniens, 102. Umspanner, 103. Sternforscher.

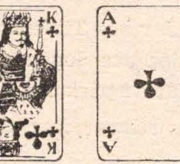
Senkrecht: 1. Leichtathlet (ASK Vorwärts Berlin), 2. berühmter sowj. Eisbrecher, 3. Pionier der Fliegerei, 4. Stadt in Thüringen, 5. deutscher soz. Dichter, 6. Stadt in Sibirien, 8. kleine Münze, 9. Teil des Hubschraubers, 10. Gewichtsklasse im Boxsport, 11. Stahlplatte mit Vertiefungen zur Blechbearbeitung, 12. sowj. Verkehrsflugzeug, 13. Sprengstoff, 16. Marschpause, 19. Roman von E. Zola, 23. Sieger der Friedensfahrt 1950, 28. bras. kommunist. Schriftsteller, 30. griech. Buchstabe, 31. russ. Maler (1844–1930), 36. Staat der USA, 39. lichte Weite eines Rohres, 41. Einheit der elektr. Stromstärke, 42. Nebenfluß der Donau, 43. russ. Physiker (entdeckte die drahtlose Telegrafie), 45. Kurort in der Schweiz, 47. Erfinder des starren Luftschiffs, 48. Schriftsteller und Kabarettist („Flugzeuggedanken"), 50. niederdeutsch: Hausflur, 51. sowj. Verkehrsflugzeug, 52. Stadt am Don, 54. Edelmetall, 55. frz. Schriftstellerin (1804–1876), 61. Staat in Asien, 63. starker Wind, 64. russ.: Frieden, 66. altes Gewicht, 69. Fisch, 70. Stadt im Raum Moskau, 71. Wassersport, 74. Hauptstadt von Marokko, 77. Kampfgefährte Karl Marx', 79. deutscher Schriftsteller (1763–1810), 80. sagenhafter altbrit. König, 82. rum. Währungseinheit (Mrz.), 84. Quellfluß der Syr (sowj. Mittelasien), 86. Bezirk der DDR, 88. Konstrukteur eines Motors, 89. Waffenfarbe, 91. Toilettengegenstand, 92. gepanzertes Fahrzeug (Abk.), 94. Mündungsarm des Rheins, 95. Singstimme, 96. Wurfspieß, 98. sowj. PKW.

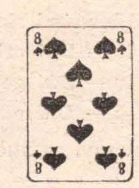


Mittelhand spielt mit abgebildetem Blatt ein Pik-Hand und gewinnt mit 62 Augen. Im Skat liegt nichts Zählbares. Wie können die Karten der Mitspieler verteilt sein?







BUCHSTABENSTREICHEN

Trupp — Rappen — Frühe — Grund — Logis — Stein — Erbse — Liter — Linde — Ried — Mensa — Schiene — Fürth — Trud — Inge. In jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben — aneinandergereiht — eine Aufgabe des 11. Plenums des ZK der SED für die Nationale Volksarmee.

Auflösungen aus Heft 4/61

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Taktik, 4. Handgranate, 11. Handball, 14. Haubitze, 15. Renn, 17. Rossini, 18. Eider, 19. Rabe, 20. Tal, 21. Ostrowski, 28. Tessin, 32. Soman, 35. Emu, 36. Alarm, 37. Reagenzglas, 39. Robe, 40. Ormis, 41. Sukarno, 42. Artel, 43. Heu, 44. Kalmus, 46. Notar, 47. Armatur, 49. Start, 50. Nil, 55. Lem, 56. Irland, 58. Buna, 59. Madrid, 62. Wanne 65. Ring, 66. Seiner, 67. Stör, 69. Krone, 71. Aue, 73. Sue, 75. Ukraine, 76. Krad, 77. Amateur, 78. Roman, 79. Riese, 80. See, 81. Kolbe.

Senkrecht: 1. Tor, 2. Tenor, 3. Kirow, 4. Hasek, 5. Donau, 6. Auer, 7. Aida, 8. Ehre, 9. Runge, 10. Mig, 11. Herz, 12. Nabe, 13. Lhasa, 16. Ems, 21. Odessa, 22. Tank, 23. Oberst, 24. Ikarus, 25. Mozart, 26. Kolben, 27. Kessel, 28. Turek, 29. Siegmund, 30. Nagasaki, 31. Kastell, 32. Smolny, 33. Munition, 34. Nestroy, 37. Rohr, 38. Eluard, 45. Adam, 48. Ree, 51. Ibarruri, 52. Glinka, 53. Tupolew, 54. Benares, 55. Lesser, 56. Isere, 57. Narwal, 60. Rur, 61. Don, 63. Anorak, 64. Ossa, 68. Mine, 69. Kern, 70. Ohm, 71. Adel, 72. Erle, 74. Ede.

Skat. 1. Pikbube — Karo 7 — Pik 7; 2. Kreuzas — Kreuz 7 — Pik 8; 3. Kreuzkönig — Kreuz 10 — Karo 10; 4. Kreuzdame — Herz 10 — Kreuz 9; 5 Herz 9 — Herz 7 — Herzas; 6. Kreuzbube — Kreuz 8 — Karo 9; 7. Herzbube — Karo 8 — Pik 9; 8. Pikas — Herz 8 — Pik Dame; 9. Karobube — Herzkönig — Herzdame; 10. Pikkönig — Karoas — Pik 10.

Der Mensch greift nach den Sternen

Das Kosmische Zeitalter meint es mit uns Philatelisten besonders gut, hält es uns doch auf zweifache Art in Spannung. Neben der Freude über eine neue wissenschaftlich-technische Großtat, neben dem einmaligen Fernseherlebnis mit Juri Gagarin beispielsweise dürfen wir zumeist noch auf eine Marke oder ein anderes postalisches Dokument für unsere Sammlung hoffen.

Während sich die Entwicklung künstlicher Erdtrabanten, Weltraumraketen und -Schiffe der UdSSR an Hand zahl-

Gezacktes UND Gezahntes

reicher Postwertzeichen genau verfolgen läßt (siehe Tabelle), ist das, auf das amerikanische Weltraumprogramm bezogen, nicht so. Sicherlich ist es auf die sporadische, von vielen Mißerfolgen begleitete Entwicklung des amerikanischen Raketenversuchsprogramms zurückzuführen, wenn die USA bisher nur eine einzige Marke veröffentlichten und zwar eine am 15. 12. 1960 erschienene 4c-Marke, auf der der Ballonsatellit „Echo I" abgebildet war. Lediglich den „Explorer I" finden wir noch auf den Marken Haiti Li.-Nr. 491 und Ecuador Li.-Nr. 984. Letztere zeigt auch den „Explorer II". Schließlich brachte Ungarn noch eine Vanguard-Rakete (Li.-Nr. 1568).

Nun einige Anregungen für unsere Sammlung. Selbstverständlich gehören in sie auch die zu Ehren des Starts bemannter oder unbemannter Weltraumschiffe erschienenen Sonderstempel, Ganzsachen usw. Ein derartiges Objekt, das die Etappen bis zu Juri Gagarins Flug belegen könnte, kann man mit Marken, auf denen der geistige Vater und Pionier der Raketentechnik und Weltraumfahrt Ziolkowski abgebildet ist (UdSSR 1595, 2006) beginnen und sogar Jules Vernes utopischer Traum, den er in seinem Roman „Von der Erde zum Mond" niederschrieb, läßt sich mit einer monegassischen Marke (Li.-Nr. 522) philatelistisch belegen. Die am 22. 9. 1956 anläßlich der Internationalen Konferenz für Weltraumfahrt in Rom erschienene Sondermarke (Italien 1079) paßt in ein derartiges Objekt ebenso hinein wie die vielen symbolischen Darstellungen, die anläßlich sowjetischer Raketenstarts in Jugoslawien, Polen, der Rumänischen Volksrepublik, der UdSSR, der CSSR, Ungarn, der KVR, der MVR u. a. m. erschienen sind. Wenn man will, kann man auch das — allerdings umstrittene — Gebiet der Raketenpost (als Vorläufer) in diese Sammlung aufnehmen und das Ganze durch die Darstellung der natürlichen Himmelskörper (siehe dazu „sammler express" 3/60, S. 46-47) ergänzen, demonstriert doch die zuletzt angeführte Markengruppe die Objekte der Forschung, der die Starts der kosmischen Raketen der UdSSR dienen. Man sieht, uns bietet sich hier ein außerordentlich vielseitiges, interessantes und lehrreiches Sammelgebiet!

W o l f

	DDR	Bulg.	Polen	Rum.	CSSR	Ung.	UdSSR	China	KVR
Sputnik I	441		1078	1712/15			2030/31	423	138/39/41
Sputnik II				1719/20	1064				
Sputnik III		1136	1143	1768	se 5/61	1568	2114	424	
Lunik I		1148/49	1144	1799	se 5/61	1566	2235/36	471	162/63
Lunik II	559	se 16/60	1145	1831	1159	1618	2306/07 se 3/61	548	se 24/60
Lunik III		1205		1862/63	se 5/61		2350/51 2294	549	se 24/60
1. Raumschiff				se 14/60			2385		
2. Raumschiff		se 1/61					se 20/60		
Venusrakete					se 5/61		se 9/61		
Raumschiff „Osten"	se 9/61						se 9/61		

(**Anm. d. Red.:** Die Marken sind entweder mit Lipsianummern angegeben oder — falls noch nicht katalogisiert — durch die Nummer des „sammler express" gekennzeichnet, in dem sie gemeldet wurden. Die Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit!)



Der schwarze Jet

(Fortsetzung von Seite 295)

für mich bedeutest. Ich habe sehr viel Zeit zum Nachdenken gehabt, seitdem ich hier bin, und viel Zeit, um vergangene Fehler zu bedauern.

Es tut mir wirklich leid, daß ich der Grund für die Sorgen und Leiden bin, die Du infolge der Situation, in der ich mich gegenwärtig befinde, ertragen mußt . . .

. . : Um zu mir zurückzukehren, mir geht es so gut, wie es erwartet werden kann. Ich bekomme mehr zu essen als ich bewältigen kann und habe sehr viel Zeit zum Schlafen. Ich habe auch eine Menge zu lesen. Ich werde besser behandelt, als ich erwartet habe . . .

. . . Am 2. Mai durfte ich eine Fahrt durch Moskau machen, die ich sehr genoß. Diese Leute hier sind sehr stolz auf ihre Hauptstadt, und es ist eine schöne Stadt. Ein anderes Mal wurde ich zu einem Park mitgenommen, damit ich mir die Überreste meines Flugzeuges ansehen konnte . . .

Barbara, ich weiß nicht, was mit mir passieren wird. Die Untersuchungen und Vernehmungen gehen noch weiter. Wenn das vorbei ist, wird es einen Prozeß geben. Ich werde in Übereinstimmung mit Artikel 2 ihres Strafrechts wegen Spionage verurteilt werden. Der Artikel spricht von 7 bis 15 Jahren Zuchthaus, in manchen Fällen Todesstrafe. Was auf mich zutrifft, weiß ich nicht . . .

. . . Es wurde mir gesagt, wenn die USA-Regierung irgend jemand von Euch hierherkommen ließe, könntet Ihr mich sehen. Ich würde es lieber sehen, wenn Ihr bis zum Prozeß wartet oder bis nach dem Prozeß . . .

. . . Nun, Liebling, draußen ist es dunkel geworden, und ich denke, daß es besser ist zu Bett zu gehen. Noch einmal möchte ich sagen, daß mir alles sehr leid tut, und ich sende Dir mit meinem Brief alle meine Liebe. Gary."

Die junge Frau ist in diesen Tagen sehr besorgt. In ganz Amerika läuft die Verleumdungskampagne auf Hochtouren. Und ihr Mann steht im Mittelpunkt. Die Stories aber, die in den Radaublättern ganze Seiten füllen, lassen sich so gar nicht mit dem Ton vereinbaren, in dem Gary Powers aus Moskau schreibt. Er ist nachdenklich geworden, er bedauert. Und Barbara Powers ahnt etwas von den Empfindungen, die ihren Mann jetzt bewegen.

Sie bemüht sich um ein Visum für die UdSSR. Die Lockheed-Leute können es nicht verhindern, daß sie Vorbereitungen trifft, nach Moskau zu reisen. Aber sie stellen ihr zwei Rechtsanwälte zur Verfügung, deren Begleitung sie nicht ablehnen kann. Auch die Eltern des Piloten treffen Reisevorbereitungen. Der ehemalige Bergmann Oliver Powers und seine Frau Ida werden in der Revolverpresse als Heldeneltern gefeiert. Wallstreetjournalisten stellen die Theorie auf, daß die Höhe, in der Powers lag, außerhalb des Luftraumes der UdSSR liegt, und er zu Unrecht verhaftet ist. Aus dem Pentagon kommen widersprüchliche Verlautbarungen; die eine besagt, daß die U-2-Flüge vorläufig gestoppt seien, die andere erklärt, daß die Luftspionage selbstver-

(Fortsetzung auf Seite 304)

Aus dem Inhalt:

Das Redaktionskollegium
Anschrift der Redaktion: Berlin N 3, Postschließfach 7986, Telefon: 42 68 41 und über 22 06 0

„Armee-Rundschau"
Illustriertes Armeemagazin

Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin N 3, Postschließfach 6943, Liz.-Nr. 5/I
Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,— DM.
Bestellungen bei der Deutschen Post

Titel

Übersetzen einer Mot.-Schützengruppe im Sturmboot.

Rücktitel

Freundlich kann Ingrid Seeberg in die Sonne blinzeln, denn bald wird sie an einem unserer Theater ihr Debüt geben. Vorher aber gilt es noch, die Abschlußprüfung an der Staatlichen Schauspielschule Berlin zu bestehen. Ein Kuriosum noch ganz nebenbei: Ingrid war Hebamme, bevor sie zur Schauspielschule kam. Wünschen wir ihr, daß sie auch künftig eine gute Geburtshelferin manchen erfolgreichen Theaterstückes wird.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 6. April 1961

Der schwarze Jet

(Fortsetzung von Seite 303)

ständlich weitergeführt würde. Inzwischen läuft die Kampagne für die Präsidentenwahl an. Kennedy oder Nixon? Beide haben in ihrem Programm nichts, das auf die ernsthafte Absicht zur Entspannung der Lage deutet. In den Spielzeugläden erscheinen U-2-Flugzeuge aus Plastik. Der Pilot darin trägt am Helm die Nummer 29. Gary Powers schreibt am 28. Juni in einem zweiten Brief an seine Frau:

„... Liebling, es tut mir sehr leid wegen der Verwirrung, die ich in unser Leben gebracht habe. Alle unsere Pläne und alle unsere Hoffnungen scheinen gescheitert zu sein. Es ist unnötig zu sagen, daß mein Leben sehr anders verlaufen würde, wenn ich es noch einmal zu leben hätte. Doch was geschehen ist, ist geschehen, und jetzt kann ich nichts mehr dagegen tun ... Es scheint, als ob ich nichts anderes getan habe, als Menschen, die ich am meisten liebe, Leid zuzufügen. Ich hoffe, daß ich Gelegenheit habe, in der Zukunft besser zu handeln ..."

*

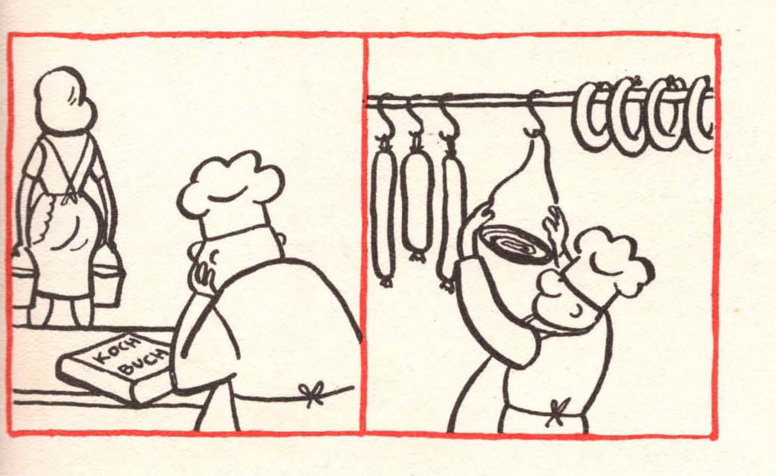
General Lynn ist wieder in Peshawar. Er bringt Mary Patton den versprochenen Silberfuchspelz mit, und Mary stellt noch am selben Abend mit einer gewissen Enttäuschung fest, daß in seinen Schuhen, die er vor ihrem Bett abstellt, Plattfußeinlagen stecken.
Er trägt ihr an, sie nach dem Stützpunkt Nagoya in Japan zu versetzen.
„Nagoya ist interessant. Und ich habe dort viel öfter zu tun als hier", sagt er.
Am 19. Juli schreibt Gary Powers den dritten Brief an seine Frau, die bereits die Zusage erhalten hat, anläßlich des Prozesses gegen ihren Mann in die UdSSR einzureisen. Er schreibt, daß der Prozeß auf den 17. August festgesetzt ist, seinen 31. Geburtstag.

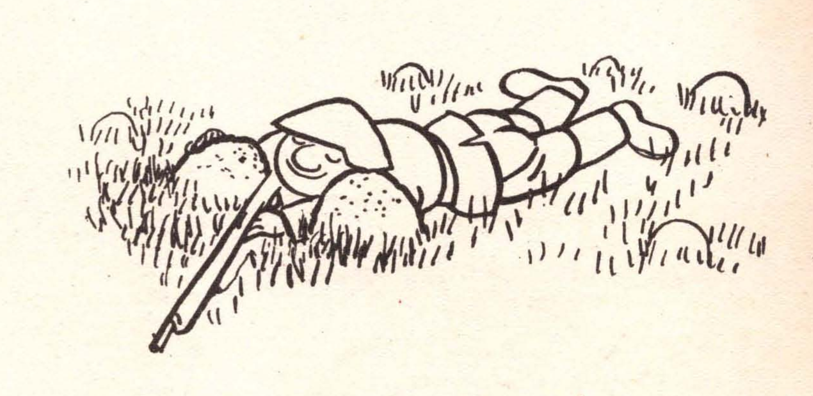
*

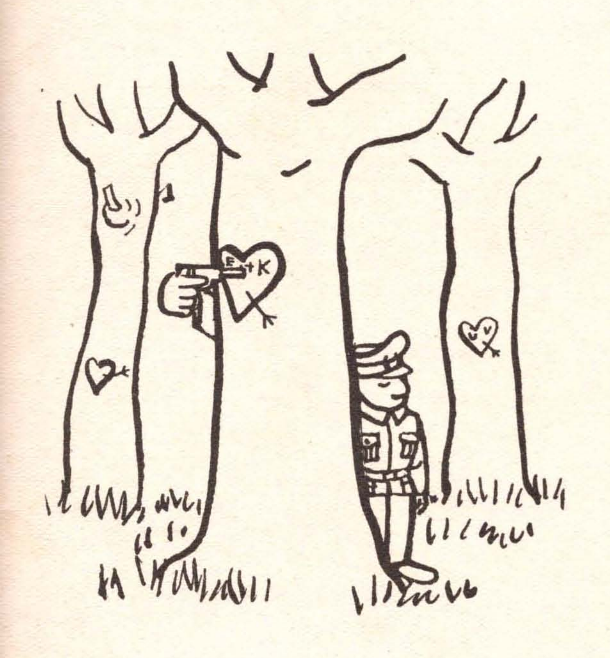
Es regnet in Strömen, als am 17. August 1960 im großen Säulensaal des Hauses der Gewerkschaften in Moskau der Prozeß gegen den Luftspion Powers vor dem Obersten Militärgericht der UdSSR beginnt.
Vor dem Gebäude hat sich eine Anzahl Moskauer Bürger eingefunden, die interessiert beobachten, wie die internationalen Berichterstatter und Gäste an dem Prozeß eintreffen. Die Leute dukken sich unter den Regenschirmen, und hier oder da fragt einer den anderen: „Wie wird das Urteil ausfallen?" Oder eine Frau sagt kopfschüttelnd zu ihrer Nachbarin: „Das hat er nun davon ... er hätte lieber die Finger davonlassen sollen."
Tausend Zuschauer faßt der Säulensaal. Um der Gerichtsverhandlung beizuwohnen, ist eine Genehmigung des sowjetischen Innenministeriums erforderlich. Vornehmlich sind Ausländer eingeladen worden, Politiker, Wissenschaftler, Diplomaten, bekannte Juristen. Unter ihnen ist der britische Labourabgeordnete Konni Zilliacus. Auch der weltbekannte Schriftsteller Graham Greene ist aus England gekommen, er, der vor wenigen Jahren in seinem Roman „Der stille Amerikaner" die Wühlarbeit der USA-Agenten in Südostasien beschrieb. Auf der Pressetribüne drängen sich einige hundert Reporter aus allen Ländern. Mikrophone sind aufgebaut, Fernsehkameras stehen bereit. In der Sowjetunion wird jeder Bürger den Prozeß entweder am Radio oder am Fernsehschirm verfolgen können.
Unter denen, die dem Prozeß im Säulensaal des Gewerkschaftshauses beiwohnen, sind auch die Eltern Powers, seine Schwester und seine Frau, begleitet von den zwei Rechtsberatern Frank Rogers und Alexander Parker, die die Firma Lockheed für sie ausgewählt hat. Sie sitzen in der Mittelloge unter dem Balkon, etwa fünfzig Meter vom Platz des Angeklagten Powers entfernt.
Über dem Richtertisch in der Mitte hängt das Emblem der Sowjetunion. Um zehn Uhr öffnet sich die Tür, und das Gericht tritt ein: Generalstaatsanwalt Roman A. Rudenko als Vertreter der Anklage, Generalmajor Viktor Valerianowitsch Borissoglebski als Vorsitzender, die beiden Richter Worobjew und Sacharow, Generalmajore der Artillerie und der Luftflotte, sowie Michail Grinjew, Verteidiger des Angeklagten.
Nach dem Gericht wird Francis Gary Powers hereingeführt. Er sieht gesund aus, trägt einen dunklen Anzug, helles Hemd und sorgfältig gebundenen Schlips.
Dann wird das Verfahren eröffnet. Übersetzer, Zeugen und Sachverständige werden vereidigt. Die Anklageschrift wird verlesen. Auf die Frage, ob er sich als schuldig im Sinne der gegen ihn erhobenen Anklage bekenne, antwortet Powers: „Ja, ich bekenne mich schuldig."
Auf der Pressetribüne wird geflüstert. Erst vor wenigen Tagen ist eine neue Serie von Greuelgeschichten über sowjetische Vernehmungspraktiken durch die kapitalistische Presse gegangen. Man weiß, daß Powers nichts anderes übrigbleibt, als die Wahrheit zu sagen, und deshalb soll jedes Wort, das er sagt, von vornherein entwertet, als erpreßt abgestempelt werden. Das mysteriöse Wort von der „Gehirnwäsche" kursiert unter den westlichen Korrespondenten. Jeder von ihnen gibt sich Mühe, einen Beweis dafür zu entdecken, daß jener Francis Gary Powers auf der Anklagebank unter Hypnose oder der Einwirkung unbekannter Drogen steht. Aber Powers benimmt sich so natürlich, gibt auf die Fragen, die an ihn gerichtet werden, so unbefangen Antwort, daß schon in der ersten Verhandlungspause, die der Vorsitzende des Gerichts um 13.45 Uhr eintreten läßt, der Vater Powers' den Journalisten, die ihn bestürmen, antwortet: „Gehirnwäsche? Nein. Das ist mein Junge, so wie er ist. Jedes Wort war das seine."
Im Foyer stehen Erfrischungen bereit, belegte Brote, Piroggen, Bier, Limonade, Himbeereis. In den Telefonkabinen geben die ersten Reporter ihre Schlagzeilen durch: Powers gibt Spionage zu — Pilot der U-2 will die ganze Wahrheit sagen — Powers' Vater: Keine Gehirnwäsche — U-2 sollte bis Norwegen fliegen — Gold und Uhren sollten Powers bei der Flucht helfen — Todesstrafe Höchstmaß für Powers —
Im Saal sehen Zuschauer sich das Beweismaterial an, das auf acht Tischen unter Glas liegt: Kameras, Tonbänder, die Pistole, Karten, Luftaufnahmen, die Giftnadel. Auf einem weißen Kärtchen ist vermerkt, daß sie mit Curare präpariert war; ein Versuch an einem Hund verlief tödlich.

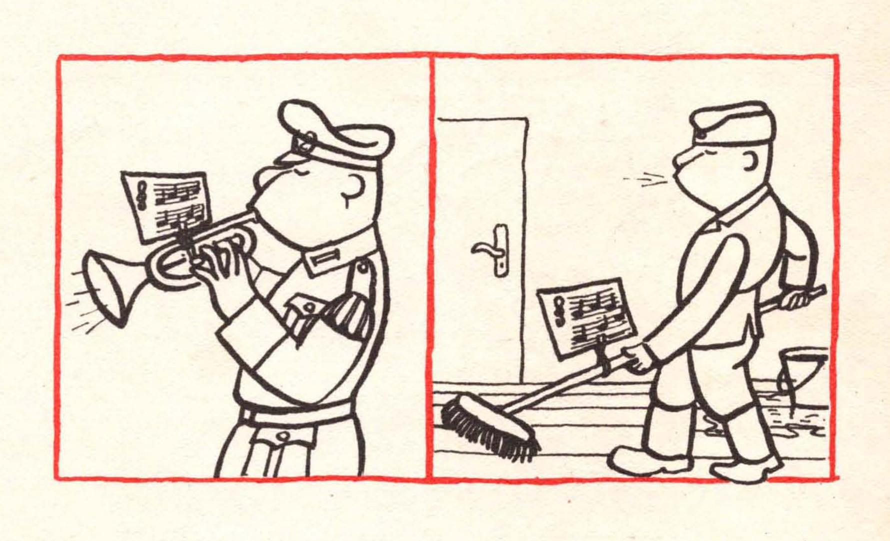
(Fortsetzung folgt)

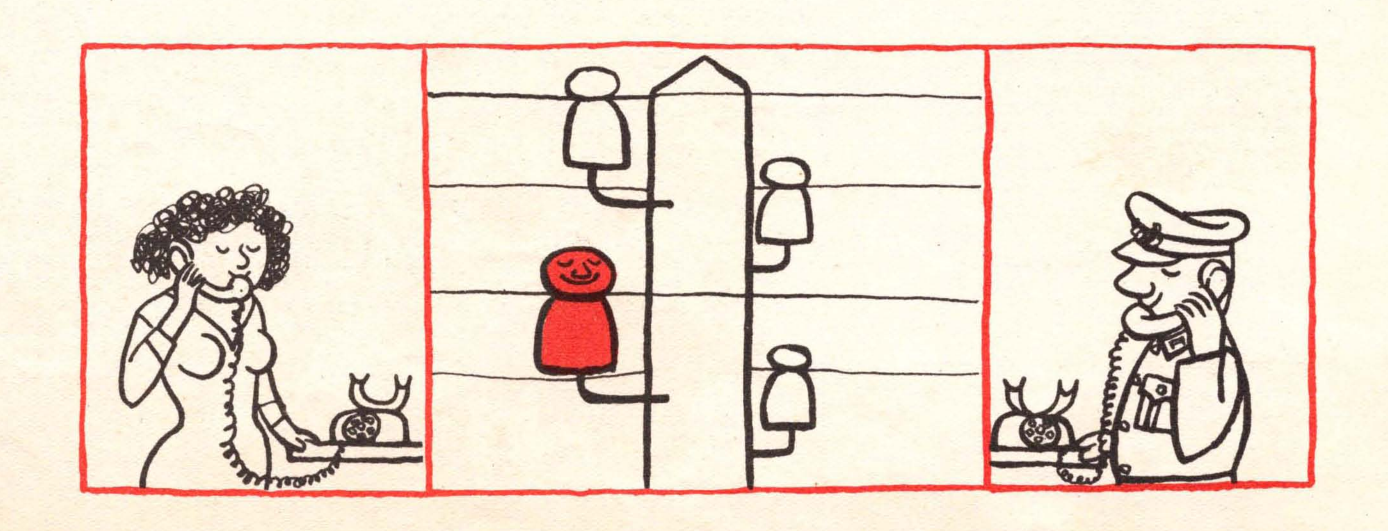
Maiblüten











Zeichnungen: Paul Klimpke


ARMEE
Rundschau